

31 + 10 neue Geschichten, die das Leben schrieb.

«VXX»

«Die 15. von allen ...»



Die ultimative Ferienlektüre für 2006.

Mit Texten von Thomas Bornhauser und neun Gastautoren sowie
Karikaturen von Beat Sigel.

Liebe Leserin, Lieber Leser

Selbstverständlich haben Sie Recht! Als Fan von Asterix und Obelix und Idefix weiss auch ich, dass die Römer «15» als XV und nicht als VXX in Granit meisseln liessen. Nur: Dann wäre doch alles normal, Sie hätten nichts zum Schmunzeln (na, habe ich auch Sie erwischt?). Und, abgesehen davon – was ist heute denn schon normal, im Alltag? Die Kurzgeschichten, wie sie in dieser Ferienlektüre nachzulesen sind? Äuä scho.

In diesem Vorwort kann ich mich kurz halten, schliesslich kennen wir uns bereits seit vielen Jahren.

Zu danken habe ich heuer als Gastautorinnen und -autoren Therese Stefan, Livia Anne Richard (die dieser Tage Regie bei «Dällebach» auf dem Gurten führt: www.theatergurten.ch), Hans Häusler, Peter Steiner, Roger Reinhard, Lasse M. Salonen, Yves Daum, Linus Reichlin und unserem Sohnmann Patrick, der heuer eine Art Debüt als Schreiberling gibt (so schnell vergeht die Zeit!). Die zehn Geschichten finden Sie auf den Seiten 66–91.

Zum Schluss von «VXX» finden Sie einige Reaktionen von Leuten, die letztes Jahr Gefallen an der 14. Ferienlektüre gefunden haben. «Koloquent.» hiess sie. Oops, ich korrigiere mich! Nicht alle Leute fanden die Stories unterhaltend, wie Sie zum Beispiel auf Seite 95 feststellen werden. Aber eben: Wer wie ein Weltmeister ausstellt, muss auch wie ein Weltmeister einstecken können. Habe ich zu akzeptieren, kein Problem.

Last but not least geht mein besonderer Dank geng wie geng an Kollega Beat Sigel, der die Karikaturen zu den Kurzgeschichten gezeichnet hat. Den Hut ziehe ich – einmal mehr! – vor Ruth Flückiger, Barbara Siegenthaler, Lilian Schlatter und Jacqueline Mendl für das sorgfältige Lektorieren auf der Suche nach borthographischen Tieffliegern.

Und nun, liebe Leserinnen und Leser: Viel Spass bei/mit «VXX»!

Herzchst, Bo

«VXX»

2006©

31 + 10 neue Geschichten, die das Leben schrieb.

«VXX» ist den Schülerinnen und Schülern der Klasse 9c von Rolf Rickenbach an der Sekundarschule Hochfeld in Bern gewidmet, die mir einen unvergesslichen Tag ermöglicht haben (siehe Seiten 12–16). Alles Gute für eure Zukunft!

Texte: Thomas Bornhauser, Wohlen (BE), sowie neun Gastautorinnen und -autoren.

Karikaturen: Beat Sigel, Büren zum Hof (BE).

«VXX» ist ein Feriengeschenk der Migros Aare an ihre Kundinnen und Kunden – in Zusammenarbeit mit der «Aemme-Zytig», der «Grauholz-Post» und dem «Migros-Magazin», wo die Kurzgeschichten in regelmässigen Abständen veröffentlicht werden.

Copyright© bei den Autorinnen und Autoren.

Auflage: 25'000 Exemplare.

Gedruckt auf 100% Recyclingpapier bei Mastra Druck AG, Urtenen-Schönbühl.

Wie blamiere ich mich vor der ganzen Schweiz?

“ Über die ganz und gar missratene Eröffnungsfeier des Stade de Suisse in Bern wurde letztes Jahr sehr viel geschrieben. Kunststück. Wenn ich in «VXX» auch noch meinen Senf dazugebe, dann ist die Verspätung rein «drucktechnisch» bedingt – diese Realsatire wäre nämlich bereits 12 Stunden später pflanzenfertig gewesen. Es sei auch der Versuch gewagt, Ihnen nicht bloss einen immer wieder säuerlich aufstossenden Hauptgang zu servieren, sondern das Desaster mit einigen Zutaten zu einem «Dessert surprise» zu garnieren, wie sie – Irrtum vorbehalten – nirgends zu lesen waren. ”

In jeder – jeder! – anderen Stadt dieser Welt, die die Einweihung eines 350 Millionen Franken teuren Stadions feiert, wären über den Haupteingängen digitale Uhren montiert, die den Countdown bis zur offiziellen Eröffnung – in Bern 18:00 Uhr – ankündigen. Sie wissen schon: 10, 9, 8, 7 und so weiter und sofort. Bei «0» würden die Zahlen Leuchtbuchstaben Platz machen, in folgender Reihenfolge: WILLKOMMEN IM NEUEN STADE DE SUISSE. SCHÖN, DASS SIE HIER SIND! Parallel dazu würden sämtliche Tore geöffnet, allesamt gleichzeitig. Und aus den Lautsprechern wären Queen zu hören, mit «We are the Champions». Nicht so in Bern. 18:00 Uhr, 18:05 Uhr, 18:10 Uhr, tote Hose. Dann, mit 16 Minuten Verspätung – numeid gschprängt – öffnet sich beim (so genannten!) VIP-Eingang gerademal

eine Gittertüre, wobei die geladenen Gäste während der ersten paar Minuten erst noch über eine Eisenkette steigen müssen, um überhaupt ins Stadion zu gelangen. Und vor dem besagten Tor, da warten Hunderte von bekannten und unbekanntenen Leuten bis zu 45 Minuten, von einem undefinierbaren Soundbrei einer zwischen Beton, Glas und Metall aufspielenden Band unterhalten. Merke: Gute Akustik hat drei Feinde: Beton, Glas und ... genau, richtig geraten: Metall.

Steht im offiziellen Festführer zu lesen: In der «Future Lounge» (mit dem Charme eines Flugzeughangars), in die meine Frau und ich eingeladen sind, wird ab 18:00 Uhr ein Apéro «kredenzt» (sofern man nicht bis 19:00 Uhr vor dem Eingang steht), gefolgt vom «mehrgängigen Buffet». Ich sage es einmal ganz, ganz vorsichtig, um die Gastgeber – verschiedene bekannte Schweizer Firmen – nicht zu desavouieren, die viel Geld für das Catering aufgeworfen haben und für den Service wirklich nicht verantwortlich sind: Was den Gästen hier geboten wird, ist eine Katastrophe. Einige Beispiele gefällig? Das wenig begeisternde Buffet zum Apéro entpuppt sich später als das angekündigte mehrgängige Buffet. Gabeln sind Mangelware und werden sorgfältig von jenen Glücklichen gehütet, die sich eine ergattern konnten. Gilt auch für Teller. Höhepunkt dann das Dessert resp. der Kaffee. Keines von beiden gibt es vorerst: Der eine Kaffeeautomat hat angeblich keinen Strom, der andere kein Wasser. Und das Glacé-Buffet wird zwar präsentiert, aber Eis gibt es gemäss Servicepersonal «erst um 23:15



Uhr, nach der Eröffnungsfeier». Man hat so seine Order. Erst nach massiven Interventionen seitens der Gastgebernden bequemt man sich, den Schlange stehenden Leuten noch vor Beginn der (Zitat des Oberorganistors im Vorfeld «Olympia würdigen») Eröffnungsfeier ein Chübeli Glacé zu reichen. Wen wundert es, dass mir Security-Leute davon berichten, dass ihnen diverse Besucher ihre Eintrittstickets noch vor Beginn der Rasenshow überlassen, mit der Bemerkung: «Wenn Sie damit jemandem eine Freude machen können, dann verschenken Sie die Billette ruhig.

Aber bitte nur mit dem Hinweis, dass die Erwartungen nicht zu hoch geschraubt werden sollten.»

Symbolisch für die Stümper im OK folgende Szene: Bundespräsident S., meines Wissens Vertreter des Volkes, spricht nicht live auf dem Terrain zum Fussvolk, sondern – was für eine schöne Wortspielerei! – in seiner unnachahmlichen Art von oben herab, vom Stadiondach hinunter, digital via die beiden

kleinen Grossbildschirme übertragen. Dann spielt er den symbolischen Eröffnungsball YB-Star Hakan Dingsda zu, der ihn unter dem gedämpften Applaus des halbleeren Stadions aufs Feld tschuttet, wo der Ball von YB-Junioren übernommen wird, die damit – jetzt gut aufpassen!!! – ... Handball spielen. Unglaublich. Nach diesem wirklich fulminanten und wahrlich unvergleichlichen Auftakt zum Eröffnungsspektakel passiert zehn Minuten gar nichts mehr. Geniale Regie, wirklich. Mit Garantie: Jedes Abschluss-theater von Neuntklässlern ist besser organisiert.

Abgesehen davon: Wäre es nach mir gegangen, ich hätte meinem Gastgeber um 20:00 Uhr elegant ein SMS gemacht und davon berichtet, dass ich unglücklich gestürzt sei und jetzt in die Klinik Permanence gefahren werden müsse, um mir eine Platzwunde nähen zu lassen. Selbstverständlich mit dem grössten Bedauern und mit entschuldigenden Worten verbunden. Dagegen hat meine Frau aber etwas, das wäre «unanständig», meint sie. Weit weniger «unanständig» ist dann folgender Vorschlag: Zur eigentlichen Eröffnungsfeier auf dem Rasen haben wir Plätze in der Mitte einer Zuschauerreihe. Bis zur Ausgangstreppe sind es zehn Plätze rechts, acht Plätze links. Da lässt es sich schlecht unauffällig aufstehen, wenn man frühzeitig abhauen will. Also setzen wir uns auf zwei Plätze unmittelbar neben der Treppe. Als jene Besucher kommen, auf deren Sessel wir locker hocken, gebe ich mich als Arzt aus, der auf Pikett ist und froh wäre, nahe des Ausgangs sitzen zu dürfen. Man weiss ja nie. Das Ehepaar hat volles Verständnis für Dr. med. Bornhauser und bedankt sich erst noch für

die beiden besseren Plätze in der Mitte. Na bitte. Und siehe da: Während der gähnend langweiligen Vorstellung wird Kollega Bo zu einem Notfall aus dem Stadion gerufen. So ein Pech.

Stimmt. Glück braucht der Mensch, das mit dem Arzt hätte auch in die Hosen gehen können – und zwar wie folgt. Szenario 1, bei dem mich jemand erkannt hätte (ich ihn aber nicht): «Ach ja, Herr Bornhauser, seit wann sind wir denn Arzt?» Oder, noch schlimmer, Szenario 2, wäre es jemandem in unmittelbarer Nähe schlecht geworden und man den Mediziner auf Platz 22 zu Hilfe gerufen hätte.

Bleibt zu hoffen, dass sich YB professioneller aufführt, auf und neben dem Rasen. Und sonst wird es der FC Thun schon richten.

Willkommen in der Welt der Medien!

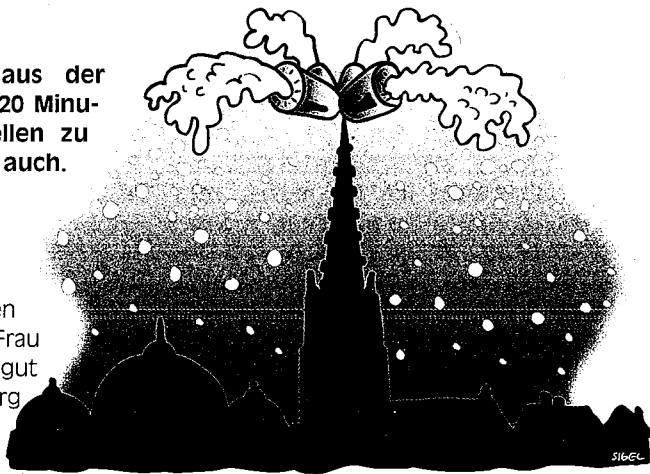
“ Raffaela Moresi aus der Berner Redaktion von «20 Minuten» scheint gute Quellen zu haben. Und nutzt sie auch.

”

Im vorletzten Winter gab es auf dem Gurten erstmals einen kleinen Kinderschlepplift. Weil Frau Holle und Herr Petrus es gut mit dem Berner Hausberg meinten, wurden aus den anfänglich erhofften 15–20 Betriebstagen zum

Schluss deren 67. Sehr zur Freude der Kinder und ihrer Eltern. Was aber, wenn es heuer nur wenig Schnee hat? Im kleinen Kreis wurde völlig informell darüber diskutiert, ob man Frau Holle entlang des Schlepplifts künstlich nachhelfen könnte.

Wenige Tage später der Anruf von Raffaella Moresi, mit entsprechenden Fragen. Ich kann ihre Informationen bestätigen und vor allem die Tatsache klarstellen, dass es nicht Absicht sei, die ganze Gurtenwiese einzuschneien. Am nächsten Tag erscheint der Artikel auf der Titelseite von «20 Minuten». Frau Moresi hält sich an die Tatsachen: Man prüfe die Möglichkeit, eventuell künstliche Schneehaufen zu machen. Noch am gleichen Morgen der Anruf der sda. Die Meldung von «20 Minuten» wird 1:1 bestätigt. Parallel dazu nimmt auch Hannah Einhaus von der Berner Zeitung BZ ihre Nachforschungen auf. Am Nachmittag schaue ich via Internet bei den sda-Meldungen rein. Mich trifft der Schlag, steht doch zu lesen: «Dank Kunstschnee soll Ski-Nachwuchs-



talenten ein optimales Trainingsgelände garantiert werden.» Liebe sda, und was dann als Nächstes, he? Weltcup-Rennen am Gurten?

Die BZ recherchiert korrekt und zeigt am nächsten Tag auf, dass gewisse Kreise das Vorhaben energisch bekämpfen werden (logo, sonst wären wir ja auch nicht in der Schweiz). Die Ungenauigkeiten der sda hingegen beflügeln Gurtenchef Hans Traffelet und mich zu weiteren Ideen. Hans T. will sich vier Ratracs zulegen und ich stehe angeblich mit der Heliswiss in Verhandlung, wegen Heli-Skiing ab Belpmoos. Den Vogel schießt aber Loeb-VR-Präsi Peter Everts ab, in einem E-Mail an mich. Geht es nach ihm, so wird Loeb auf der Spitze des Münsters vier riesige Schneekanonen installieren (eine in jede Himmelsrichtung), damit das Münster und die Umgebung nie mehr auf weisse Weihnachten und einen weissen Silvester verzichten müssen. Sy no Frage?

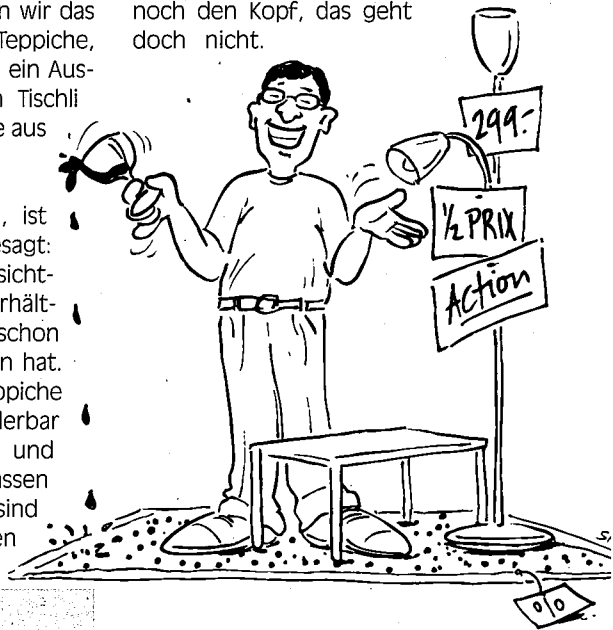
«Was wollen Sie mit dieser Lampe?»

“ Sie glauben im Ernst, Sie seien in gewissen Disziplinen des Alltags unbegabt oder unbedarft? Dass ich nicht lache. Mit meinen «Fähigkeiten» überbiete ich Sie locker, mit links, da haben Sie null Chance. Und glauben Sie mir, ich weiss, wovon ich schreibe. Hier zwei Tage im Leben einer nicht genannt sein wollenden Familie. Orte der Handlung: Conthey und Vercorin. ”

Monika und ich im verlängerten Weekend in Vercorin. Es regnet, il plö. Und was macht der kluge Hausvater in einem solchen Fall an einem Freitag, was die kluge Hausmutter? Genau, sie gehen shoppen. In diesem speziellen Fall nach Conthey, wo sich alles versammelt hat, was im Detailhandel Rang und Namen hat. Für die Wohnung in Vercorin wollen wir das eine oder andere posten: Neue Teppiche, eine Polstergruppe (so es denn ein Auslaufmodell hat, günstigst), ein Tischli und eine Ständerlampe, die jene aus dem Jahr 1965 ablösen soll.

Bevor wir zuschlagen können, ist eine gründliche Evaluation angesagt: Wo bekommen wir das (voraussichtlich) beste Preis-Leistungs-Verhältnis? Nach relativ kurzer Zeit schon weiss der Hase, wie er zu laufen hat. Bei Conforama gibt es zwei Teppiche in Aktion, die farblich wunderbar aufeinander abgestimmt sind und genau ins Wohn-/Esszimmer passen (wie sich später herausstellt, sind sogar die ausgewählten Grössen

ideal, was bei meinem Einrichtungsflair alles andere als selbstverständlich ist, aber das nur nebenbei). Anschliessend geht es zu Lumimart, denn dort steht jene Lampe unserer Begierde, die allein würdig ist, ihre Vorgängerin abzulösen. Es handelt sich um eine Art moderne Designerlampe, die mit 299 Franken nur noch die Hälfte ihres ursprünglichen Preises kostet. Mein Problem: Das Ding sieht zwar super aus, aber wenn ich mir vorstelle, dass ich sie zerlegt in einem Karton posten und zu Hause selber zusammenbasteln muss, helfen weder Mein-Bac-dein-Bac noch 8x4, dann ist die offene Panik angesagt. Meine Frau glänzt mit weiblicher Logik: «Zieh doch einfach den Stecker raus und nimm sie so mit, wie sie da steht, nämlich funktions-tüchtig.» Ich schüttele ob der Idee bloss noch den Kopf, das geht doch nicht.



Zudem hängen überall farbige Zetteli an der Lampe, die die Preisgünstigkeit des Modells «Isola» verkünden, dieser Steh- und Leselampe. Weil der Horror, die liebe Isola zu Hause zum Leben zu erwecken, grösser ist als die Vorstellung, vom Verkäufer zusammengestaucht zu werden, en français, ziehe ich den Stecker raus und marschiere mit Isola und gespielter Selbstbewusstsein zur Kasse.

Der Mann am Kundendienst/Kasse staunt: «Kann ich Ihnen helfen?» – «Non, merci. Wir haben uns entschieden. Ich möchte diese Lampe mitnehmen.» – «Das geht nicht, Sie müssen das Modell «Isola» dort in einem Karton nehmen, das hier ist das Ausstellungsmodell, ça ne va pas.» Als ob ich das nicht selber wüsste. «Wissen Sie, ich bin technisch total unbegabt, ich schaffe es nicht einmal, eine Birne zu wechseln, ohne dass die halbe Stadt Bern nachher ohne Strom ist.» (Etwas müssen Sie wissen: Nie bin ich so überzeugend, wie wenn ich die Wahrheit sage.) «Aber dann muss ich ja eine aus einem Karton nehmen und zusammenstecken, damit wir wieder ein Ausstellungsmodell haben ...» – «Das würden Sie für mich tun, vraiment? Super, dass Sie mir helfen wollen, ich werde Ihnen das nie vergessen und Sie persönlich in meinem Testament berücksichtigen. Wie heissen Sie?» Wie auch immer, Monsieur Ducommun macht das Unmögliche möglich. Als wir später nach Hause kommen, da stellen wir Isola in die Ecke, stecken ihren Stecker in der dafür vorgesehenen Position in die Steckdose. Und siehe da: Isola strahlt vor Freude ob ihrer neuen Umgebung derart hell, dass wir jetzt bloss noch einen Dimmer benötigen, um unsere Augen nicht zu schädigen. Aber das ist angesichts meines Erfolgserlebnisses ein Detail.

Bei TopTip steht ein modernes Glas-/ Metalltischli, das vom Design perfekt zu

Isola passt, für nur noch 198 Stutz. Ich gebe dem Verkäufer zu verstehen, dass ich gerne das besagte Ausstellungsmodell hätte, 1:1, angesichts meiner weltbekannten Handunfertigkeit. Es lässt sich machen, allerdings muss ich 30 Franken Aufwand bezahlen, weil aus dem Lager ein neues Ausstellungsmodell hergerichtet werden muss. Diesen Aufpreis bezahle ich gerne, zumal sich herausstellt, dass das Tischli sogar 50 Franken weniger als angeschrieben kostet. Wie auch immer: Am Abend haben wir sozusagen eine nigelhagelneue Wohn-/Essstube. Ungeschickt wie ich bin, leere ich beim Znacht ein Glas Rotwein aus, die Spritzer direkt auf dem neuen Teppich. Grossartig, Bornhauser, einmal mehr! Nun weiss ich aber, dass man mit Salz diesbezüglich fast alles ungeschehen machen kann, deshalb wird grosszügig gestreut. Nach einer halben Stunde kommt der Staubsauger zu Ehren. Nur ... die Spritzer lassen sich nicht entfernen. Ich könnte schreiiiien, ich Trottel, ich Vollblutidiot, auf dem neuen Teppich!! Unsere Tochter Claudia weiss Rat, lächelnd: «Pa, das sy gar kener Wyfläcke, das isch s Muschter vom Teppich.» Stimmt sogar, der Teppich wurde vom Wein verschont, wie sich herausstellt. Und ich bin wieder einmal die Lachnummer der Familie.

Übrigens: Wie Kollega Christian Lüthi einen Tag später herausfindet, brauchen wir für Isola auch keinen Dimmer: Wenn man die beiden Knöpfe gedrückt hält, lässt sich die Helligkeit der Glühbirnen stufenlos einstellen. Sagte ich es bereits? Technik ist nicht mein Spezialgebiet.

8, 15, 36, 21, 6 und 22. Zusatzzahl 42.

“ Obwohl ein Glücksvögeli, würde ich nie Swiss-Lotto spielen. Nun wusste bereits jener um eine wichtige Lebensweisheit, der bekanntlich die Lizenz zum Töten hat: «Sage niemals nie.» Schliesslich lebt man ja auch bloss zweimal. Und so. Und überhaupt. Wie auch immer: Zu keiner Zeit gerät die Schweiz derart aus den Fugen, wie wenn Millionen mit sechs Zahlen zu gewinnen sind. Und davon handelt die heutige Story. ”

Die Eltern Lüthi und Bornhauser sind wieder einmal zu viert an einem Week-end zum Skifahren in Vercorin. Und weil lausiges Wetter, muss man sich abseits der Pisten zu beschäftigen wissen. Noch vor dem Zmorge überrascht Monika Lüthi, des Jassens unkundig, mit einer alternativen Glanzidee: Wie wäre es, Lú's und Bo's würden sich ebenfalls um jene 13 Millionen Franken balgen, die beim Swiss-Lotto zu gewinnen sind? Die Begeisterung von Christian und mir hält sich in relativ engen Grenzen, derweil meine Monika das tut, was normal veranlagte Leute bei diesen Wetterverhältnissen an einem Samstagmorgen zu tun pflegen: Sie lässt es ausschlafen. Um Monika L. wenigstens meinen guten Willen zu zeigen, schleiche ich mich über die Strasse zur Post, wo uns Jean-Luc Bétrisey mitteilt, dass wir die dort aufliegenden Lottoscheine bis «dix heures trente, au plus tard» abzugeben haben, weil anschliessend die Post zu Vercorin fermiert ist.

Bevor wir uns gemeinsam an die jeweils sechs «X» pro Kästchen heranmachen, gilt es, zwischen den juristischen Parteen Lüthi und Bornhauser einen waserdichten Vertrag abzuschliessen, der vor allen Gerichten der Welt standhält. Denn: Falls jemand von uns gewinnt, so auch die eidesstattliche Erklärung, dann wird der Gewinn geteilt. Nicht brüderlich oder schwesterlich, sondern fifty/fifty. Nachdem die Basis zu unserem Erfolg gelegt ist, geht es ans Ausfüllen. Das heisst, zuerst macht sich Kollega Lüthi aktenkundig, mit dem Studium der Spielanleitung auf der Rückseite. Bis auf die Erläuterung zum Kästchen «Quick-Tip» ist dort alles festgehalten, was zu einem erfolgreichen Ausfüllen Voraussetzung ist. Na denn!

Ich mag es unkompliziert. Und abschliessend. Meine zweimal sechs Kreuze male ich in Guinness-Buch-Rekordzeit auf den Coupon. Zack! Mein dabei praktiziertes System basiert auf totaler Zufälligkeit. Das Gleiche gilt plus/minus auch für Christian. Leicht anders sieht die Ausgangslage bei Monika Lüthi aus; ein Spontaner in der Familie reicht schliesslich. «Was genau gilt es zu beachten?», will sie als Erstes wissen. Christian setzt die Leitplanken: Höchstens sechs deutlich erkennbare Kreuzchen, ihrerseits sechs Zahlen zwischen 1 und 45 signalisierend. «Gibt es ein bestimmtes System, an das ich mich halten muss?» Christian verneint, erklärt Monika, dass die Reihenfolge 1,2,3,4,5,6 ebenso (un)möglich ist wie 6,8,15,21,22,36. Mit der Theorie ihres Gatten geht es in die Praxis, wobei für Monika wichtig ist, zu jeder Zahl eine besondere Beziehung zu haben. «Mys

Mami isch 76, das geit nid!» Stimmt. Aber Nicky, Katze des Hauses Lüthi, wird demnächst 4. Das rechte Handgelenk von Monika zeichnet ein erstes Kreuz aufs Papier, mit Bedacht. Nadisna füllt sich das erste Kästli mit Schuhgrösse, mit dem Alter der Kinder, die einzelnen Zahlen immer wieder von Kommentaren und Rechtfertigungen begleitet.

Mit Folgen: Monika Bo setzt sich zu uns, weil sie bei diesem «Palaver» (?) nicht weiter-schlafen kann.

Und schon machen die beiden Frauen gemeinsame Sache, beraten/brüten über wahrscheinliche Zahlenkombinationen. Derweil verfolgen Christian und ich das Debakel unserer Ski-Asse in Bormio. «Startnummer 12 ist ausgefallen, bitte keinesfalls ankreuzen!», witzeln wir zu unseren Frauen, ernten aber bei der Ernsthaftigkeit der Aufgabenstellung nur Unverständnis.

Uns vieren ist klar: Die 13 Millionen, die wir zweifelsohne abkassieren werden, gilt es zu verklammheimlichen. Wir stellen uns nämlich den Horror vor, was passiert, würde im dritten Stock unseres Appartements um 19:22 Uhr der grosse Jubel losbrechen: Keine 45 Sekunden später werden unsere Nachbarn, die Maillefers, an der Türe läuten, mit einer Champagnerflasche in der Hand: «Chers amis, félicitations!» – «Psssssssst, s'il vous plaît, pas de spectacle! Entrez vite!»

Nur kein Aufsehen. Am Sonntagmorgen das grosse Staunen: Vercorin ist beflaggt wie am 1. August, überall hängen Plakate mit dem Hinweis, dass «pour les Lüthi et les Bornhauser» um 18:00 Uhr auf dem Dorfplatz, dem sogenannten «Parc au moutons», ein spontaner Apéro stattfinden soll, gestiftet von der politischen Gemeinde Chalais (zu der Vercorin gehört).

Aufgeboten für einen würdigen Rahmen der schlichten Feier sind auch die Dorfmusik, die «Société de musique L'Avenir», der Curling-Club de Vercorin mit einer Schaudarbietung und viele Vertreter von Vereinen aus der Gemeinde, deren Kassen leer sind. Als offizielle Redner haben sich bereits eingeschrieben:

Alain Perruchoud (Gemeindepräsident und Finanzverwalter), Arnaldo Corvasce (Immobilien-Promotor) und Gérard Eyer vom Restaurant «La Brentaz», wo es die besten Entrecôtes und Teigwaren der Schweiz gibt. Als Überraschungsredner wird alt Bundesrat René Felber erwartet, der oft in Vercorin anzutreffen ist. Der Anlass wird mit einer Vorstellung der Patrouille Suisse abgeschlossen. Fazit: Ein Glück, haben wir keinen Sechser gemacht!



«Hoppla, was machen SIE denn bei Aldi ...?»

“Während Monaten habe ich Journalisten offiziell und – ich oute mich hiermit! – auch inoffiziell meine/ unsere Einschätzung zum Markteintritt des deutschen Discounters abgegeben. An einem Donnerstag im Dezember 2005 hatte der Countdown mit dem Zünden und Abheben der Rakete ein Ende: Aldi hat in Zollikofen seinen ersten Laden im Kanton Bern eröffnet. ●●

Meine Stellvertreterin, Barbara Siegenthaler, meldet am frühen Donnerstagmorgen schmunzelnd, dass, wenn man auf dem Internet bei Aldi den Suchbegriff «Zollikofen» eingibt, Aldi scheinbar keinen Laden in Zollikofen stehen hat, wohl aber (als nächstgelegene Filiale) einen söttigen in Gebenstorf betreibt und angibt. Merke: Niemand ist perfekt.

Ich also mit meinem ferrariroten Roller nach Zollikofen. Weichei, das ich in dieser Beziehung bin, fahre ich erst um 09:00 Uhr vor, eine halbe Stunde nach Ladenöffnung. Stellen Sie sich nämlich vor, der Bornhauser würde um 08:00 Uhr als einer der Ersten anstehen und von Kameras gefilmt, von Mikros interviewt. Diese Peinlichkeit gilt es zu vermeiden. Dennoch verzichte ich darauf, eine blonde Perücke zu tragen und vorher husch noch Helium einzuatmen, damit die Stimme verfälscht wird. Vor dem Eingang um 09:02 Uhr Traritrara, mit Degustationen und so. Keine zehn Sekunden, nachdem ich die beiden automatischen

Türschleusen passiert habe, passiert es: «Guete Tag, Herr Bornhuser», tönt es gut wahrnehmbar. Es ist Aldi-Frau Beatrice H., mit der ich schon geschäftlich zu tun hatte, als sie noch nicht bei Aldi war. Unmittelbar nach der Begrüssung schreitet ER an mir vorbei, Sven Bradke, den die ganze Welt als «Mister Aldi Schweiz» kennt. Seinerseits begrüsst er eine Angestellte und spricht plötzlich über Fussball: «Ich habe Ihren Bruder gestern gesehen, am TV, er hat hervorragend gespielt.» Mein Gwunder wandert so unauffällig wie möglich (...) auf das Namensschildli. Jakupovic. Zum Glück (1) kennt mich Herr Bradke nicht, sonst hätte er sich vermutlich nicht mit drei schriftdeutsch sprechenden Mannen hinter meinem Rücken über eine bestimmte «Problematik» unterhalten.

Auf meinem Weg zwischen den Gestellen hindurch hefte ich mich an die Fersen von drei Pensionierten, die Büchse für Büchse in die Hand nehmen und ausführlich kommentieren, vor allem die Tatsache, dass alle Preise mit einer 9 enden. Der Zuckermais aus Ungarn zu 59 Rappen hat es ihnen besonders angetan, jedenfalls wechseln einige Büchslis den Standort. Zum Zeitpunkt meines Besuches lässt sich die Kundschaft praktisch zweiteilen: Pensionierte, die gezielt einkaufen, und Ausländer, die die Karre füllen, randvoll. Neben den regulären Food- und Nonfood-Artikeln werden auch die Sonderangebote angeboten: Snowboard-Hosen, Strumpfhosen für Kiddies, Farb-TVs und Fussmatten für die Autopedale. Mitten im Laden die Frischezone, mit Früchten in Selbstwahl. Zwischendurch tuschelt es wieder, hinter



meinem Rücken, dieses Mal seitens Kundschaft: «Du, das dort, ist das nicht <der> aus der Migros?» Merke: So kommt man(n) in Verruf.

Bichsel (noch) nicht. Aus bereits bekannten Gründen.

Einen geregelten Verkehrsfluss gibt es zwar bei der Einfahrt und auf dem Parkplatz, nicht aber zwischen den Gestellen im Laden, so dass an neuralgischen Stellen Karambolagen an der Tagesordnung sein werden, es sei denn, man halte sich zurück, wie ich, als mir ein grimmig dreinschauender Italo frontal entgegenkommt. «Darf ich Sie etwas fragen?», will ein TeleBärn-Mann Augenblicke später von mir wissen. Ich verweigere mich artig. Zum Glück (2) kennt mich Toni

It was 40 years ago today*

“ Im Herbst 1965 sass ich als Neuntklässler (Klasse 9c) bei Lehrer Heinz Gasser (heute in Burgdorf wohnend) in der Sekundarschule Hochfeld in Bern. Am 31. Oktober 2005, exakt 40 Jahre später, durfte ich für einen Tag lang den Schulunterricht verfolgen, wiederum in der Klasse 9c. Wie erlebe ich die Schule heute? Und was bleibt mir aus dem Jahre 1965 in Erinnerung? Eine Bestandsaufnahme in eigener Sache, auch zu Händen meiner ehemaligen Schulkameraden, die wir uns Mitte November zur Klassenfete auf dem Gurten trafen ... ”

«Herr Blaser ist über Ihren Besuch orientiert.» Der das auf mein Besuchsprogramm schreibt, ist Schulleiter Rolf Rickenbach, wohnhaft in Ostermundigen. Es geht um meine erste Schulstunde 2005: Musik. Bei Musiklehrer Blaser. Kleine Vorbemerkung: Die Schulzimmer haben heute Glastüren, die einen Blick ins Innere erlauben. In einem ist ein Bild der Schweizer Fussball-Nati zu sehen, in einem anderen eines von Shrek, und an einer anderen Wand hängt eine «Grösse» als Poster, die ich nicht kenne.

1965 muss es gewesen sein, als Franz Schmid, damals wohnhaft an der Erlachstrasse in Bern, aus der Parallelklasse von Konrad Schneider, den ersten Preis in einem BRAVO-Wettbewerb gewonnen hat: Eine Reise zu den Beatles. Grosse Fotos im Gang entlang des Lehrerzimmers zeugten eine Woche später von seiner Begegnung mit den Pilzköpfen (was haben sich unsere Eltern über diese grässlichen Yeah-

Yeah-Frisuren damals aufregen können, köstlich!): «Ich mit John. Ich mit Paul. Ich mit George. Ich mit Ringo.» Für damals unverschämte fünf Franken pro Bild konnte man sich auch ein Stück Weltgeschichte posten. Aber eben – wer hatte damals schon einen Fünfliber zur freien Verfügung, einfach so? Und der Sinn des Ausdrucks «Return on Investment» wurde uns erst viel später bewusst.

Zurück in die Singstunde zu Herrn Blaser, noch gleichenorts wie 1965, wo an diesem Morgen eine Episode aus der Geschichte des Jazz erklärt wird. «Sweet Georgia Brown» wird auf dem Flügel vorgespielt, kurz besprochen und anschliessend im Chor von der Klasse gesungen, in einer Version, die mir bislang unbekannt war, wenn Sie wissen, was ich damit sagen will. Herr Blaser, der John Fogerty von CCR nicht unähnlich sieht, kämpft heldenhaft gegen den Meinungs-austausch an, der nonstop zwischen den Schülerinnen und Schülern stattfindet (habe ich doch diplomatisch formuliert, nicht wahr?). Eines ist sicher: In diesen 45 Minuten habe ich einiges über Jazz aufgeschnappt. Und noch etwas anderes in Erfahrung gebracht: Dass die Klasse heute extrem ... ruhig gewesen sein soll. Mon Dieu!

Vor meinem geistigen Auge sehe ich 1965 Heinz Gasser mit dem Umschlag einer LP von Adamo in der Hand. Der Sänger ist auf der Rückseite mit einer Zigarette abgebildet. Während der Musikstunde (!) erklärte uns Herr Gasser lang und breit, wie ungesund das Rauchen sei und dass solche Idole resp. Idioten wie Adamo eigentlich verboten gehörten, die sich so abbilden lassen würden. Pfu! Dann folgte des Lehrers liebstes Lied, ein hebräisches. «Hava,

nagila hava, nagila hava, nagila venismechat.» Ich fand den Refrain besonders attraktiv: «Uuru, uuruachim, urachim belevsam mechat undsoweiterundsofort.» Ganz toll. Echt völkerverbindend. Einmal, da hatten wir eine Stellvertreterin, Fräulein Bill. Ich vermute, dass André Nicolet (der Jahre später Segel-Weltmeister werden sollte) und Carlo Colombi (heute Verkaufschef der Gautschi Spezialitäten in Utzenstorf) noch heute von ihr schwärmen.

Von 09:10 bis 09:55 Uhr ist Mathematik angesagt, «gemäss Wochenplan». Anhand dieses Wochenplans, der einmal pro Monat gültig ist und mit einem starren Stundenplan der Sechziger nicht einmal mehr den

Namen gemeinsam hat, können sich die Jugendlichen sozusagen selber organisieren, was die Bewältigung des wöchentlichen Schulstoffes angeht. Wer Fragen dazu hat, kann diese mit Rolf Rickenbach bereden; wie Florim zum Beispiel, bei dem im Gespräch Stichworte wie «Che Guevara» und «Fidel Castro» fallen. Ich tippe auf einen Vortrag oder auf einen Aufsatz, da die beiden Herren meines Wissens weniger mit ihren mathematischen Fähigkeiten in die Geschichte eingegangen sind resp. noch eingehen werden. Im Schulzimmer wird es nadisna verdächtig still; die Teenagers setzen sich offensichtlich mit dem verlangten Schulstoff auseinander – Taschenrechner, Kleincomputer und den guten alten Transporter auf dem Pult. Neben mir sind es Alessia und Veronica, die sich mit irgendwelchen mathematischen Formeln auseinander setzen. Gemeinsam wird nach der Lösung gesucht. «Spicken» ausdrücklich erwünscht. Aus einer anderen Ecke höre ich etwas von «Wurzel 16», von «B hoch drei Achtel», von «zwölfmal Wurzel drei». Ich selber gebe mich völlig diskret, hoffe, dass Rolf Rickenbach nicht



noch etwa auf den dummen Gedanken kommt, mich in Sachen Mathematik etwas zu fragen, weil ich mir nicht einmal mehr ganz sicher bin, was Pythagoras, Thales oder Diogenes seinerzeit entdeckt haben sollen. Einzig bei der Feststellung von Florim, «Minus mal Minus = Plus», leuchten meine Augen auf. Als Eselsleiter ist mir dabei «Der Lift fährt nicht nicht hinauf» haften geblieben, womit er sinnigerweise auf seinem Weg nach oben ist.

1965 war Kopfrechnen angesagt, bei Herrn J., Appenzeller aus Oberbottigen (sein Döschwo auf dem Parkplatz war eine Art Statussymbol, denn längst nicht jeder Lehrer hatte damals ein Auto). Wer konnte am schnellsten rechnen? $5 \times 13 - 2 : 2 + 19 \times 3 - 26 - 7 : 3$? Auch Physik hatten wir mit Herrn J., den wir «Chroosle» (wegen seiner Glatze) oder «s Ärdbeerli» nannten, weil besagte Glatze im Sommer meist gerötet war. In der Physik waren sehr spezielle Proben angesagt, nämlich... Mutproben. Ging so: Je nachdem, wie

lange eine Schülerin oder ein Schüler zwei Drähte in den Händen halten konnte, die unser Lehrer mehr und mehr unter Strom setzte, gab es eine 6, eine 4 oder halt eine Ungenügende. Sergio De Maddalena, heute bei der Migros Aare für die Organisationsentwicklung OE zuständig, war als Stromabnehmer ein ausgesprochenes Ass und hätte wohl viel dafür gegeben, alle Physik-Proben auf diese Art machen zu können.

Grosse Pause, zwischen 09:55 und 10:15. Ich begeben mich absichtlich nicht während des gesamten «Time-Out» ins Lehrzimmer zum Kaffee, sondern beobachte die Jugend 2005. Und da lässt sich vor allem eines beobachten: Modi ziehen Modi an, Giele Giele – zumindest auf dem Pausenplatz findet keine Durchmischung statt. «Dolce & Gabbana, Armani, da het äü z'vil Gäld», tönt es gut hörbar hinter mir. Wenn der Teenager wüsste, dass Gurt und Jeans aus der Türkei kommen, Gürtel für einen Fünfliber, Jeans für 35 Franken, aber das braucht nun wirklich niemand zu wissen.

Auf dem Pausenplatz steht noch immer die Bronzeplastik des Trojatischen Pferdes. 1965 wurde es feierlich eingeweiht. Feierlich? Philippe Huelin und ich wussten nichts Gescheiteres, als den Vierbeiner mit offenem Magen und versteckten Kriegern sofort zu besteigen und zuzureiten. Davon zeugt heute noch eine Foto. Die Performance brachte uns beiden allerdings nicht Ruhm und Ehre, sondern Ärger und Strafaufgaben ein.

10:15–11:00 Uhr. NMM Geographie. Rolf Rickenbach bringt seiner (echt liebenswerten) Meute die Planeten näher, zuerst einmal in der korrekten Aufzählung ihrer

Entfernung zur Sonne. Liebe Lesende: Merkur, Venus, Erde und Mars, das mag noch einfach sein, easy. Was aber dann? Saturn, Jupiter, Neptun, Uranus? Die Erklärung unseres Sonnensystems findet daraufhin im Schulgang statt, auf einer Länge von 25 Metern (das 20-Meter-Band für die Platzierung von Pluto erweist sich als zu kurz). Mir kommt plötzlich in den Sinn: Wissenschaftler wollen kürzlich einen neuen Planeten, den zehnten insgesamt, entdeckt haben, Sedna, der zu unserem Sonnensystem zählt (Welcome!). Um seine Distanz zur Sonne massstabsgetreu aufzuzeigen, müsste die 9c vermutlich eine kleinere Schulreise antreten, nach Thörishaus. Die Klasse hätte wohl nichts dagegen einzuwenden.

Geographie – Gogere – hatten wir früher auch mit P.H. Und der scheute sich nicht, bei Unordnung im Pult neue Massstäbe zu setzen. So konnte Peschi Scheidegger einmal seinen gesamten Pulthinhalt über zwei Stockwerke zusammensuchen, weil P.H. in erzieherisch wertvoller Manier alles in den Gang und die Treppe hinunter geschmissen hatte. Derweil bekam Peschis Pultnachbar Thomas Wey zuerst eine geschmiert – e Chlapf zum Gring – und danach Strafaufgaben – Sträbere –, weil er über das Ausflippen des Lehrers gelacht hatte.

Zwischendurch will Florim vom 55-Jährigen am Laptop wissen, ob «er» jener Zeitgenosse ist, der im Sommer jeweils Büchlein «mit lustigen Karikaturen» veröffentlicht. Als Autor der Stories kollabiere ich innerlich, da Beat Sigels Zeichnungen offenbar präsenter als meine Texte sind, bejahe jedoch. «Meine Mutter hat Freude an den Büechli!» Na also, immerhin. Übrigens: Wie 1965 sind die Pulte auch 2005 als grosses U ausgerichtet, mit dem Unterschied zu früher, dass heute in der

Mitte des Zimmers sechs bequeme 2er- resp. 3er-Polstersessel stehen.

wäre er ins Schleudern gekommen und ich auf 16'000 Euro sitzengeblieben.

Die letzte Schulstunde vor dem Zmittag ist als «Individuelles Schülerprojekt» definiert, mit dem Resultat, dass auf einmal nur noch die Hälfte der Klasse anwesend ist, derweil die Abwesenden ausserhalb des Schulzimmers lernen (hony soit qui mal y pense!). Sina beschäftigt sich mit Französisch, Joel mit Merkur («Ich habe mich für Merkur entschieden, weil dessen Beschreibung zuoberst auf der Beige lag.»), Nicolai mit Neptun, Chiara und Beni korrigieren Math-Aufgaben, Tobias schlägt sich mit Mars herum, die charmante Zoë mit Venus, Abirami gibt ihrem Naturkundeordner Gestalt und Sarina checkt den Math-Ordner durch. Im Wissen, dass Lehrer durchaus allgemeingebildet sind: Ich staune dennoch, wie kompetent Rolf Rickenbach zu allen Themen Auskunft geben kann. Wäre ich – und nicht er! – Kandidat bei Günter Jauch, meinen Telefonjoker hätte ich jedenfalls auf Konto sicher. Lediglich bei der Frage von Sina, ob das Wort «ergelben» eigentlich existiert, ähnlich «erröten»,

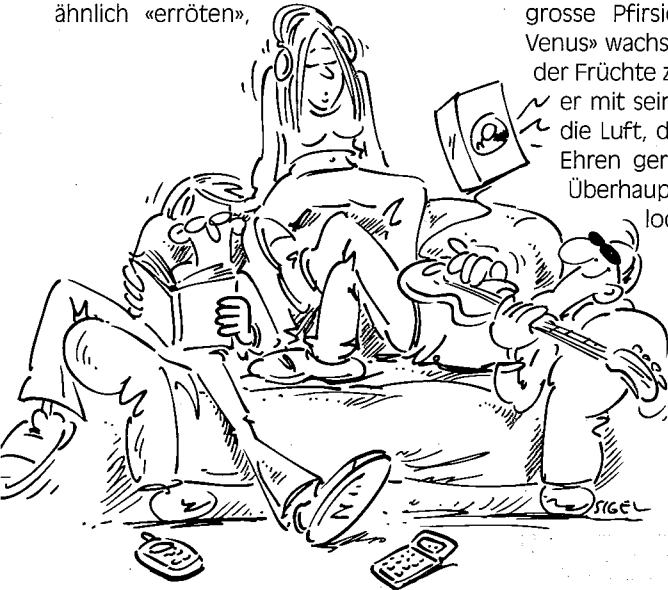
Der Unterschied zweier Schulstuben aus den Jahren 1965 und 2005 wird bei der individuellen Lernförderung «Mathematik» bemerkbar: «Darf ich Musik hören?», will Sina neben mir vom Lehrer wissen. Vor 40 Jahren hätte ein Schüler nach einer söttigen Frage das Zimmer für den Rest des Tages von aussen begutachten und seine Eltern einen gepfefferten Brief gegenzeichnen können. Nicht so heute: «Aber nur, wenn es gute Musik ist», bekommt sie zu hören. Das scheint der Fall zu sein. «Was hörst du?», frage ich Sina, die den Stöpsel im linken Ohr hat. «Def Leppard.» – «Kenne ich!», antworte ich voller Stolz. – «Das ist schon möglich, ist ja auch alte Musik.» Danke, Sina.

Zoë sorgt unerwarteterweise für Stimmung. Es geht um die Venus, wie wir aus der Geo-Stunde wissen. Plötzlich ergibt sich daraus eine kleine Diskussion, in deren Verlauf Florim behauptet, dass im Garten seiner Grossmutter herrlich grosse Pfirsiche namens «Busen der Venus» wachsen würden. Um die Grösse der Früchte zu unterstreichen, zeichnet

er mit seinen Händen Rundungen in die Luft, die selbst Pamela Sue A. zu Ehren gereichen würden. Gelächter.

Überhaupt geht es am Nachmittag lockerer zu und her, die Pflichtlektüre «Die Physiker» zieht sich der eine oder die andere liegend auf dem Sofa rein. Wunderbar.

Apropos Schabernack. Chemie. Lehrer F.S. erklärt uns an einem Samstagmorgen zwi-



schen 08:00 und 08:50 Uhr, wie man sich im Reagenzglas eine kleine Stinkbombe zusammenbrauen kann, welche Substanzen in welcher Quantität und in welcher Reihenfolge es dazu braucht. Läck, stinkt das Züügs gruusig! F.S. geht nach dem Unterricht ins Lehrerzimmer, wir Buben aber – solidarisch alle für einen, einer für alle – bleiben im Chemiezimmer und versuchen uns in der Grossproduktion des stinkigen Wassers. Die Brauerei gelingt. Mit der Gülle aus Eigenproduktion füllen wir eine Flasche und halten sie bis zur grossen Pause unter Verschluss. Ab 09:52 Uhr, als alles und alle sich ausserhalb der Zimmer befinden, beehren wir ein Schulzimmer nach dem anderen nach folgendem Strickmuster: Alle Fenster zu, ein anständiger Gutsch Wasser, das penetrant nach faulen Eiern stinkt, in die Seifenschale, Türe zu. Was dann ab öppe 10:08 Uhr passiert, ist rasch erzählt: Der Schulunterricht erweist sich als «massiv gestört», so dass die eine oder andere Klasse frühzeitig nach Hause darf/kann/muss. Die Schuldigen sind rasch ausgemacht, weil sie im einzigen geruchsneutralen Zimmer sitzen. Die Feststellung von Heinz Gasser habe ich noch in den Ohren, als wäre es erst gestern gewesen: «Meine Herren, wenn es dem Esel zu wohl ist, springt er aufs Eis.»

Abschluss meines Schultages bildet eine Klassendiskussion zur Thematik «Schuluniformen – ja/nein?», jetzt ohne Musik, dafür auf der Polstergruppe. Als Grundlage zum Gespräch dient ein Brief zu Händen der Schulkommission, dessen Absender aus verschiedenen Gründen die Einführung von Schuluniformen verlangt. Die Schülerinnen und Schüler der

9c werden aufgefordert, sich mögliche Antworten zu überlegen. Werden sie dafür sein, dagegen? Nach zehn Minuten der Gruppenarbeit kommt es zur Diskussion**. Ein Witziger erkundigt sich vorab, ob Protokoll geführt wird, worauf alle plötzlich zu mir schauen. Haha. Den Schülerinnen und Schülern liegt ein Artikel aus dem «Bund» vor, in welchem auch Rolf Rickenbach zitiert wird. Tobias stellt mit Genugtuung fest, dass Herr Rickenbach der Journalistin gegenüber gut argumentiert habe (was Rolf R. zu einem unübersehbaren Schmunzeln verleitet), worauf Florim spasshaft etwas von «Schlymer ...» in Richtung Tobias vom Stapel lässt, so dass allgemeines Gelächter herrscht. Ich staune, wie offen die Teenagers unter anderem über weibliche Freizügigkeit und Reize sprechen und über das starke Geschlecht, das darüber schwach werden könnte. Aus Platzgründen verzichtet der Protokollführer an dieser Stelle jedoch auf weitergehende Notizen. Fazit der Diskussion: Die Klasse lehnt Uniformen bei zwei Enthaltungen einstimmig ab, packt danach ihre Sachen zusammen und lässt den Schreibenden mit seinen Eindrücken über einen unvergesslichen Schultag zurück.

* Frei nach Lennon/McCartney, «It was twenty years ago today». (Beginn des Beatles-Songs «Sgt. Peppers Lonely Hearts Club Band».)

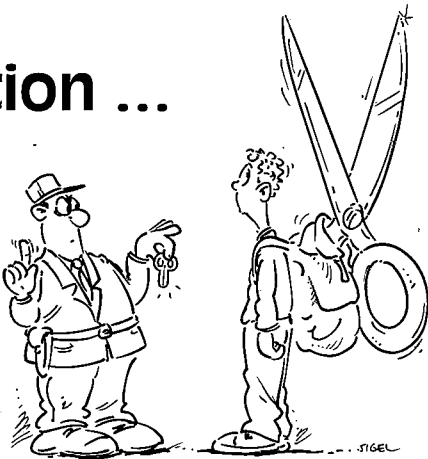
** Während der Diskussion ist eine Bemerkung zu hören, die ohne weiteres auch als Überschrift getaugt hätte, wäre sie nicht zu lang. Eine nicht genannt sein wollende Schülerin meinte nämlich, «es gebe in der Schweiz nicht bloss Christen, sondern zum Beispiel auch Katholiken».

Der Löli der Nation ...

„Dann und wann erlebe ich Unglaubliches. Sie bestimmt auch.“

Unser Herr Sohn (15) ist ein kleiner Chaot. Seine Eltern haben ihn vor den Ferien unzählige Male gemahnt, dass bei Flugreisen spitze Gegenstände in den Koffer gehören. Nur einmal dürfen Sie raten, was die Securityleute in Klotten dank ihres Scanners bei Klein-Bo im Rucksack entdecken. Zwei Scheren. Also darf Pädu die beiden Scheren auspacken und der Kontrollbehörde vorweisen. Merkwürdig: Die kleinere Schere mit abgerundeten Spitzen bleibt in Klotten (man könnte ja jemandem beim Zustechen eine Blutvergiftung zufügen), die grössere hingegen – mit klassischer Spitze – darf Junior mit an Bord nehmen.

Nach unserer Rückkehr rufe ich die Kantonspolizei Zürich an, um meine Beobachtung mitzuteilen. Auf der Hauptnummer verweist mich Frau P.* an ihren Kollegen am Airport, an Herrn B.*, der mich umgehend mit Herrn K.* verbindet. Unglaublich: Herr K. glaubt mir kein Wort, obwohl ich ihm mitteile, dass ich die Schere auf Video aufgenommen habe, vor dem Einsteigen. «Das beweist ja noch lange nicht, dass Ihr Sohn, der vermutlich auch nicht einem (sic!) 'möglichen Täterprofil' entspricht, sie wirklich vorzeigen musste. Wenn Sie keine Videoaufnahme der eigentlichen Kontrolle haben, ist Ihre Aussage wertlos. Und sie kommt sowieso zu spät.» Auch den Hinweis auf die zurückbehaltene kleine Schere bezweifelt er: «Sie haben nichts gegen uns in der Hand.» Gerade so, als ob ich vorhätte, vor Gericht zu gehen. Geits no? Kollegen, die das Gespräch mitbekommen, wundern sich. Beinahe gegen seinen Willen gebe ich Herrn K.



zum Schluss noch die genaue Zeit und den Ort des Vorfalles bekannt. Kein «Merci für den Tipp!», im Gegenteil: Er wirft mir vor, meine Verantwortung nicht wahrgenommen zu haben, weil ich die Schere nicht freiwillig abgegeben hätte. Ich komme mir vor wie der Löli der Nation, der im falschen Film sitzt.

Während des Gesprächs kommt mir plötzlich eine andere Episode mit der Kapo ZH in den Sinn (Details in meinem Buch «10», Seiten 38/39), als ich mich auf einem Swissair-Flug MUC-ZRH als «Schläger» an Bord produzieren durfte und einen Gefangenen gewaltsam in Schach halten musste, weil der abdelegierte Kapo physisch dazu nicht in der Lage war ... Obwohl meine Adresse der Polizei bekannt war, habe ich nie etwas aus Zürich gehört. Es mag Sie überraschen, aber ich halte die beiden erlebten Vorfälle mit der Kapo Zürich wirklich für Ausnahmen. Andererseits: Die Kapo ZH hat eine Kopie dieser im Herbst 2005 veröffentlichten Kurzgeschichte erhalten – eine Reaktion ist nie erfolgt ...

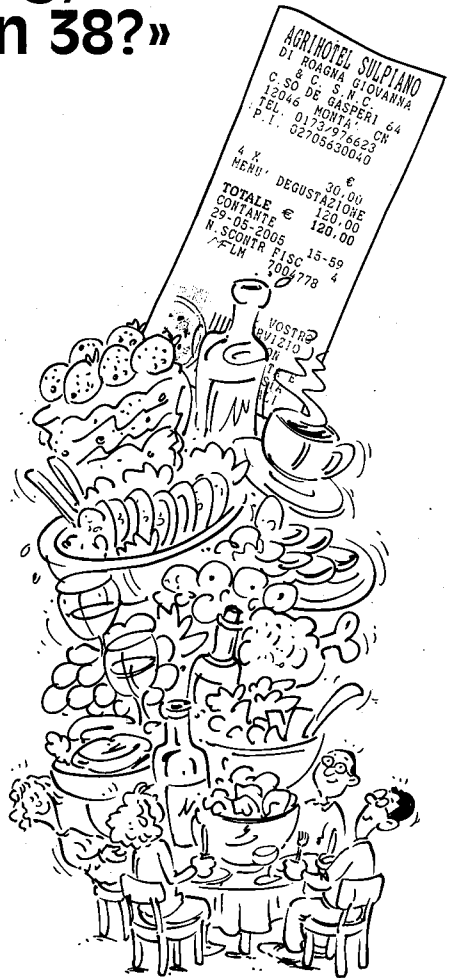
* Namen bekannt.



«Entschuldigung, haben Sie diese Schuhe in 38?»

“ Lüthi und Bornhausers fahren jeden Mai für drei Tage ins Piemont. Unter anderem war es uns auch letztes Jahr wieder «gestattet», bei Romano Levi je eine Flasche Grappa posten zu dürfen. Das wiederum ist nicht selbstverständlich, denn viele Besucherinnen und Besucher reisen mit leeren Händen aus der kleinen Brennerei in Neive ab, weil gerade nichts mehr zum Verkauf steht oder Maestro abwesend ist oder zum Verkaufen nicht aufgelegt. ”

Am Samstagmorgen fahren wir von der Cascina Barac bei Alba, wo wir übernachtet haben, nach Bra. Auf dem Weg dorthin sehen wir, dass in Alba ein grosser Märkt angesagt ist. Und wenn Sie jemals auf einem solchen Märkt waren, dann wissen Sie, was Sache ist: Ein Tohuwabohu der ersten Güteklasse. Äs richtig Gmoscht. Hier böte sich für den Verhinderungsclub der Schweiz VCS auch die Gelegenheit, mit Fotos den Beweis anzutreten, dass sich Wocheneinkäufe mit ein bisschen gutem Willen ohne weiteres mit den öffentlichen Verkehrsmitteln transportieren lassen: Korpulente Zeitgenossinnen müssen samt unzähliger Plastiktaschen von Mitreisenden regelrecht in den Bus gestossen werden, damit sich die Türen überhaupt schliessen lassen. Buon viaggio! Als ich mir bei einem Schuhstand Stichworte für diese Kurzgeschichte auf einen Zettel notiere, kommt eine Schweizerin zu mir und fragt auf Italienisch, ob ich (!) «diese Schuhe auch in Rot und in Grösse 38» hätte. Ecco! Habe



ich also durchaus etwas Südländisches (was weiter nicht erstaunen kann, wurde ich 1950 doch in Rom gezeugt).

Szenenwechsel zum Kulinarischen. Ins Piemont gehen die wenigsten Leute, weil sie das eine oder andere Pfund loswerden wollen. Ging auch uns so. Weil wir am Freitag/Samstag göttlich gefaltet hatten, wollten wir am Sonntag auf der Rückreise in die Schweiz unterwegs nur

eine Kleinigkeit essen, ein Häppchen. Nun ist es so, dass zwischen 13:00 und 16:00 Uhr in den Dörfern und Städten tote Hose herrscht, an Sonntagen ohnehin. Glücklicherweise ist, wer überhaupt eine Beiz findet, die nicht chiuso ist. In Monta machen wir uns auf die Suche. Im Zentrum weist ein Strassenschild den Weg zu einer Pizzeria. Als auch ausgangs Dorf kein Restaurant zu sehen ist, kehre ich um. Aber selbst im Dorfkern gibt's für Touris nichts zu futtern. Und einfach privat aufs Geratewohl irgendwo läuten? «Scusi, Signora Bevilaqua, buona domenica, siamo Svizzeri è ...» Geht auch nicht. Wie üblich frotzeln Christian und meine Monika über den Fahrer (derweil sich Monika Lü anstandshalber aus der Sache raushält): «Jede Wette, wärst du vorhin 100 Meter weitergefahren, beim Dorfausgang, wir hätten jetzt was zu essen ...» Um den Leuten zu beweisen, dass sie Unrecht haben, fahre ich retour. «Mir ist, als wären wir hier schon einmal durchgefahren», witzelt Chrigu. Haha, sehr lustig, che buffo. Dummerweise gibt das Schicksal den beiden Motzis im Auto Recht. 200 Meter nach dem Ortschild geht es rechts den Hügel hinauf zu einem Restaurant, genauer gesagt zum Agrihotel Sulpiano. Und jenes ist aperto. Offen.

Das Restaurant stellen Sie sich so vor: Serviert wird an diesem Sonntag unter einem grossen Zelt, welches auf allen vier Seiten offen ist (geraucht wird neuerdings konsequent ausserhalb!). Unter anderem ist eine Gesellschaft all' italiana mit 60–70 Leuten zu sehen, gut gelaunt. Andere Tische wiederum sind mit vier bis zehn Leuten besetzt, scheinbar alles Einheimische, nichts von Touristen, auf dem Parkplatz gibt es auch keine ausländischen Kontrollschilder. Monika Lü hat zuerst so ihre Bedenken wegen der Meute, Chrigu und ich aber können sie

überzeugen, dass es an einem Ort, wo sich Einheimische niederlassen, nicht schlecht sein kann, zumal die Tische wunderschön aufgedeckt sind. Adesso, va bene. Wir setzen uns an einen Tisch, halten nach der Speisekarte Ausschau, merken aber rasch, dass hier und heute offenbar ein Einheitsmenü serviert wird, ohne Extrawürste. Noch bevor wir uns sachkundig machen können, erhalten wir ein Stück Melone und exzellenten Rohschinken serviert. Und was wir gerne trinken möchten? Die beiden Flaschen Aqua minerale und der Dolcetto d'Alba folgen gleichzeitig mit einem feinen Kalbs-Carpaccio. Zweite Runde.

In den nächsten drei Stunden – doch, doch, Sie haben richtig gelesen! – folgen, der Reihe nach, Vitello tonato, grüne Spargeln in Teigtaschen, Spargelrisotto, Tagliatelle all' ragù, ein Sorbet, zwei weitere Flaschen Mineralwasser (+ eine Flasche Barbera d'Alba, da sich Monika Bo freundlicherweise opfert, den Wagen nach Hause zu fahren), Kalbfleischragout in Nebbiolo eingelegt (mit Gemüse), Lamm, Salat, ein Stück Erdbeertorte (samt einem Glas Moscato d'Asti), Erdbeeren mit Vanilleglace sowie Kaffee, wobei der Grappa dazu der Einfachheit halber in der Flasche auf den Tisch gestellt wird. Salute! Wie wir nach der Rechnung verlangen, werden wir in ein Nebengebäude gebeten, wo der Wirt Chrigu und mir gleich noch eine Art Arrivederci-Drink spendiert. Und was das alles gekostet hat? 120 Euro. Nein, nicht pro Person, sondern für unser gesamtes Trüppchen. Service und Mehrwertsteuer inklusive. Und weil Sie mir das eh nicht glauben werden, habe ich Beat Sigel gebeten, den Kassenbeleg gleich in seine Karikatur zu integrieren.

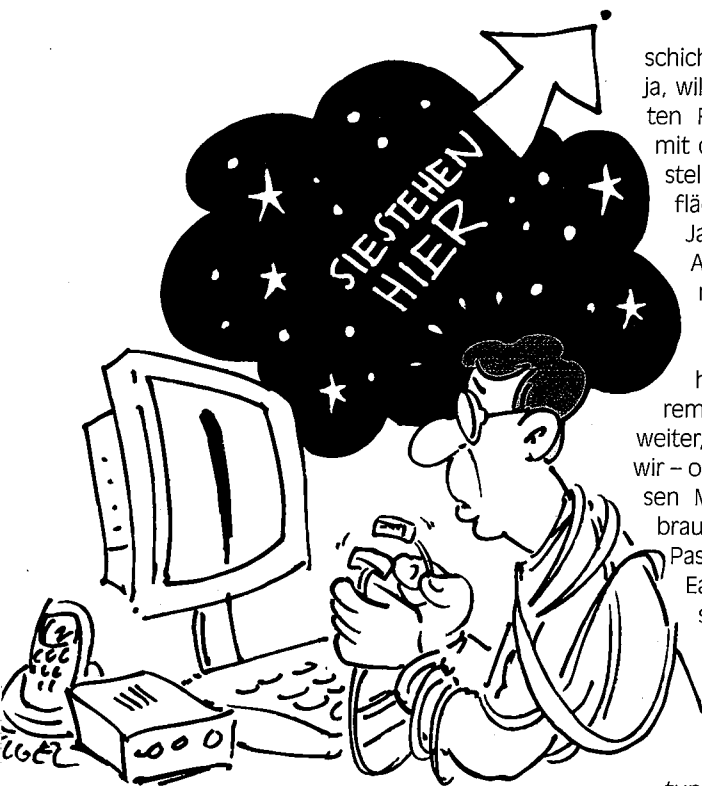
Wo würden Sie den Treiber suchen?

“ Diese Kurzstory richtet sich an alle, die von sich glauben, sie seien ein Computer-Tubeli. Gegen mich haben Sie null Chancen. Wetten? ”

Unsere Familie (ohne Tochter Claudia, die zur werktätigen Klasse zählt und zu Hause geblieben ist) hat wieder einmal einige Ferientage mit Lüthis in Vercorin verbracht. Weil Monika und ich das Glück haben, noch zwei Tage länger im Wallis bleiben zu können, kann Patrick (15) am Sonntag mit Lüthis mitfahren, weil er am Montag zur Schule muss. Bereits einige Stunden später ruft er an: «Pa, mit dem PC komme ich nicht mehr ins Internet.» – «Gopf», was heisst denn hier verharmlosend «mit dem PC»? Das ist mein PC, der zu Hause im Büro rumsteht (und der gehört erst noch meiner Arbeitgeberin). Noch ist die Erinnerung nämlich zu frisch, an den GAU, den Junior kürzlich mit dem Rumsurfen auf der Festplatte angerichtet hatte. Weil gar nichts mehr lief, musste ich den Kasten mit ins Geschäft nehmen (Sie wissen ja, ich bin immer mit meinem Roller unterwegs ...), wo mir unsere Informatiker in einem Anflug von Resignation und Schmunzeln mitteilen mussten, dass Pädu so ziemlich alle Viren aufgelesen hatte, die die Fachwelt überhaupt zu bieten hat. Totalschaden. Super. Nicht schon wieder, bitte! «Pädu, laa dä Chaschte eifach laa sy, bitte, mach nüt dra, ig luege de übermorn. Ig wott mi nid scho wider im Büro blamiere!!!» Und fragen Sie mich jetzt bloss nicht, woher ich die Selbstsicherheit und den Glauben nehme, ich könnte womög-

lich etwas an der Sache richten. Ich, der ich beispielsweise noch nie in einem Excel-Programm war (wozu auch, das können meine Kolleginnen viel besser als ich).

Auch am Dienstagnachmittag mag uns Bluewin nicht global verbinden. Anruf an die Gratisnummer 0800 800 800. Nach zweimaligem Verbinden wird Nadine Jegerlehner gefragt, ob Bluewin denn ein Problem habe. Nein, hat der Provider nicht. Aber ich. Schritt für Schritt begleitet mich Nadine J. nun in die mir unbekannte Welt der Informatik, sagt mir jeweils, welchen Knopf ich wann drücken muss. Und so stellt sich heraus, dass der Treiber rausgefallen ist. Dieser Defekt ist nicht Patrick anzulasten (Sorry, Pädu!), sondern kommt dann und wann vor, zum Beispiel nach einem starken Gewitter, das bei uns Tage zuvor tatsächlich stattgefunden hat. Womit zumindest das geklärt worden wäre. «Was ist denn ein Treiber?», ergeht in Richtung Zürich. Ich bekomme die Antwort, verstehe allerdings Bahnhof. In der nächsten Phase geht es um «das Modem», das ich der Care-Frau beschreiben muss. «Xytel oder so ähnlich steht da drauf, es ist grau, rechteckig und hat so Löchli auf der Oberfläche.» Mit einer Engelsgeduld sondergleichen kommt sie unserem Problem näher, derweil ich genau nach ihren Instruktionen Kabel umhänge, Lämpchen überprüfe, weiterhin Knöpfe drücke und mir Schweissperlen von den Schläfen wische. Nach einer halben Stunde steht fest: Jetzt kann ich solo weitermachen, mit Hilfe der Starterkit-CD. Aha. «Ich finde die CD im Moment nicht, aber irgendwie werde ich es schon



schichten schreibt? «Bin ich, ja, willkommen in der neuesten Realsatire, Sie sind live mit dabei!» Wie sich herausstellt, kennen wir uns oberflächlich, weil sie vor Jahren, während ihrer Ausbildung am Seminar, mit der Migros – sprich mit einem gewissen Bornhauser – zu tun hatte. Mit unüberhörbarem Schmunzeln geht es weiter, bis zum Moment, da wir – ohne CD – vor dem grossen Moment stehen: «Jetzt brauchen Sie bloss noch Ihr Passwort einzugeben.» Easy. Gesagt, getan. Nur stellt sich heraus, dass das vermeintliche Passwort falsch ist. Auch die Alternative dazu (jaja, lachen Sie bloss – soll Ihnen gut tun ...). «Frau Nellissen,

können Sie nicht mein Passwort herausfinden?» Nein, geht nicht, so dass wir uns an den Versionen 3,4 und 5 versuchen, vergeblich. Aber auch selbst in dieser hoffnungslos erscheinenden Situation weiss die Frau vom Helpdesk Rat: «Was ich tun kann, das ist, Ihnen per Post ein neues Passwort zu senden.» – «Ja, gerne, tun Sie das, bitte.»

Zwei Tage später liegt ein Ersatz-Passwort im Briefkasten (Merci no einisch, Britta N.!). Pädu öffnet zu Hause mit meinem OK den Umschlag und macht sich ans Werk. Zwei Minuten später erhalte ich im Geschäft eine E-Mail: «Pa, das isch ganz easy gsi.»

schaffen. Danke für Ihre Hilfe.» Puffbruder Bo mag nämlich nicht zugeben, dass er vor wenigen Wochen erst – beim Aufräumen (...) – das gesamte Starterkit «ghüderet» hat («Bruuch ig sicher nümm»). Denn: Erstens könnte ich damit eh nichts anfangen und zweitens lief der PC bestens, seit er von einem Migros-Informatiker vor etwas mehr als einem Jahr installiert worden ist.

Nach einer Kunstpause von zwei Stunden nehme ich gegen Abend einen neuerlichen Anlauf, telefonisch. Dieses Mal ist eine Britta Nellissen am anderen Ende. Ich erkläre ihr die Ausgangslage, verschweige jedoch mein Malheur mit dem Starterkit und bleibe bei der Version «ich finde sie nicht mehr». Sehr bald fragt sie ganz schüch, ob ich jener «Herr Bornhauser» bin, der auch lustige Kurzge-



Wir erkunden Manavgat. Zu Fuss.

“**Unsere Familie war auch letzten Herbst in Side und hat wunderbare Ferien verbracht. Bekannt: Wer in die Südtürkei fliegt, der kommt um den Kauf von extrem preiswerten Textilien in hervorragender Qualität nicht herum.**”

«Wenn Sie auf den Markt in Manavgat wollen, müssen Sie vor 10:00 Uhr hin, vor dem grossen Ansturm der Touristen.» Das rät uns eine Bekannte. Will heissen: Abfahrt mit einem der für die Türkei typischen Sammeltaxis um 08:15 Uhr. Das bedeutet aber auch: Teenager machen um diese Zeit, für sie noch mitten in der Nacht, nicht mit. Fazit: Meine Frau und ich fahren an einem Montag allein hin – und sind vom Markt unmittelbar neben der grossen Moschee begeistert. Details zum Angebot erspare ich Ihnen wohlweislich, weil Sie sonst, angesichts der Preise für Markenklamotten hierzulande, womöglich nach Antidepressiva greifen, die in der Schweiz auch gleich noch bis zu fünfmal teurer als in der Türkei sind (notabene: bei vergleichbaren Original-Markenprodukten aus Basel!).

Weil der Markt unserem Herrn Sohn Patrick (15) sicher auch gefallen würde, da schwärmen wir ihm nichts vor, sondern zeigen ihm nach unserer Rückkehr das Gekaufte. Resultat: Er gibt sich voll motiviert, von selber früh aufzustehen, um mit Pa drei Tage später nach Manavgat zu fahren. Am Donnerstag nehmen wir ein Sammeltaxi, bezahlen den einen Euro pro Person und lassen uns nach

Manavgat fahren. Nadisna füllt sich der kleine Bus mit anderen Touristen. In der Stadt angekommen, will der Chauffeur alles aussteigen lassen, weil der Markt angeblich mitten in der Stadt sein soll. Die meisten Touris lassen sich widerstandslos rauskomplimentieren, nicht so zwei Deutsche und die Bo's, die aus eigener Erfahrung wissen, dass der Markt neben der grossen Moschee noch in ziemlicher Ferne ist. Die beiden Deutschen und ich sind uns einig: Dem Fahrer stinkt es, mit nur vier Leuten die Strecke zu Ende zu fahren. Aber wir bestehen darauf.

Minuten später sind wir am zentralen Bus-Bahnhof. Von dort aus sind es bloss 500 Meter bis zum Markt. Dort machen wir grosse Augen: Zwar steht die Moschee mit ihren vier Minaretten noch, aber von einem Markt keine Spur. Per Zufall können wir von einem Einheimischen in Erfahrung bringen, dass der Markt am Donnerstag immer (!) im Stadtzentrum ist, nur am Montag bei der Moschee. Also machen sich Vater & Sohn zu Fuss ins Stadtzentrum auf, mit entsprechendem Kommentar vom Patrick. «Negatives überhören»: Diese Manager-Regel gilt jetzt ganz besonders. Auf unserem Fussmarsch zurück (...) ins Zentrum laufen wir längere Zeit (...) einem Fluss entlang. «Schau dort», erkläre ich Pädu, «dort ist eine Brücke, die führt bestimmt ins Zentrum.» Und um auf eine Art Galgenhumor zu machen: «Vielleicht ist es ja bloss eine Eisenbahnbrücke ... So oder so: Das gibt sicher wieder eine Kurzstory.» Haha. Seine Antwort scheint abschliessend: «Sehr lustig, Pa, wirklich. Sag einmal, wieso bist du nicht Pausenclown geworden?»

Ein echtes Erlebnis in der Türkei ist das Einkaufen. Für Türkei-Neulinge zuerst ein heisser Tipp: Überall werden Sie von Ladenbesitzern auf Ihren Wohnort angesprochen, so dass eine Herkunftsdeklaration fällig ist. Ist einmal klar, welcher Nationalität Sie sind, folgt immer Stufe 2 des Verkaufsgesprächs, auch wenn Sie es noch nicht ahnen. Nehmen wir an, Sie seien Schweizer(in) aus Thun (von der Champions League her ein Begriff, auch wenn es in den Sportläden noch keine Tricots von Gerber und Aegerter und Lustrinelli zu kaufen gibt). Sofort wird der Verkäufer das Land eingrenzen. «Basel, Zürich, Luzern, St. Gallen, Bern, Thun?» Und welchen Ort Sie auch immer nennen, der Verkäufer – Stufe 3 – wird dort IMMER jemanden kennen. Womit bereits Stufe 4 erreicht ist: Er will sich über seinen Bekannten aus Thun mit Ihnen unterhalten. Selbstverständlich in seinem Laden.

Es gibt nun einen Trick, bereits die erste Stufe der Rakete zu sabotieren. Antworten Sie mit «Liechtenstein». Das Ländle kennt man nämlich in Belek, Antalya und Side noch nicht, womit auch keine weitergehenden Diskussionen möglich werden. Nächster Tourist, bitte! Am liebsten aus Deutschland. Zurück aber zum Einkaufen: Wenn man(n) wie ich mit Ehefrau, mit Tochter – in Begleitung von Freundin Andrea – und mit Sohn zum Einkaufsbummel unterwegs ist, sind in den meisten Fällen gar keine Fallen notwendig, um die Käuferschaft in die Läden zu locken, Mäuse riechen den Speck bekanntlich auch von selber. Und so kann es Ihnen passieren, dass Sie innert Kürze – «He! Vor zehn Sekunden waren doch noch alle hier! Wo sind sie jetzt?» – total den Überblick über den Verbleib Ihrer Familie verlieren. Wenn Sie Augenblicke später zufällig drei Familienmitglieder in einem Textilladen sehen, heisst das nicht, dass sie zu dritt auch



noch in einer Minute dort sein werden, möglicherweise stehen sie dann in völlig anderer Zusammensetzung in einem Lederwarengeschäft. Oder 60 Sekunden später im Schmuckladen, wobei der Aufenthalt dort erfahrungsgemäss über eine Minute dauert ...

Köstlich sind auch jene Clichés am Strand, die 1:1 in die Realität umgesetzt werden. Geht in unserem Fall folgendermassen. Unser Hotel, das Pegasos World in Side – längst kein Geheimtipp mehr – war in der zweiten Woche ausgebucht. Und obwohl sehr viele Liegestühle und Schirme zur Verfügung stehen, kann es halt schon mal vorkommen, dass diese knapp werden, vor allem für jene Zeitgenossen, die erst gegen Mittag an den Strand kommen. Monika und ich also auf unseren Liegestühlen, den Sonnenschirm dazwischen (als Frühaufsteher sind uns gewisse Probleme unbekannt), leere Stühle sind keine zu sehen, auch «vorige» Sonnenschirme nicht, wohl aber der eine oder andere Strandgänger auf der Suche danach. Plötzlich erhebt sich einer und packt zusammen, vermutlich jemand, der abreisen muss und die letzten Stunden seines Aufenthalts nicht in der Hotel-Lobby, sondern am Strand verbringen wollte. In ungefähr je 50 Meter Distanz – in entgegengesetzter Richtung – sind eine Frau und ein Mann augenfällig auf der Suche nach einem Liegestuhl. Beide bemerken den Abreisenden zur gleichen Zeit. Was sich in den Sekunden danach abspielt – köstlich! ER lässt seine Badetasche fallen und spurtet Richtung Liegestuhl, hat aber das Handicap, dass er sich durch einen Dschungel von Liegestühlen durchkämpfen muss, SIE hingegen beschleunigt und verlängert auf beinahe freier Piste bis zum

Objekt der Begierde ihre Schritte. Wie beide noch ungefähr zehn Meter von der Liege entfernt sind, bemerkt der eine die andere, die andere den einen. Jetzt spürten beide drauflos, wobei ER dummerweise stolpert und kurz vor dem Ziel von IHR noch abgefangen wird und somit sein Vorhaben im wahrsten Sinne des Wortes in den Sand setzt. Herrlich.

Wunderbar auch folgende Szene im Restaurant, beim Zmittag: Ein Ehepaar mit zwei Kindern, blond, härzig, das Mädchen schätzungsweise drei Jahre alt, der Bueb fünf. Man setzt sich an einen Vierertisch. Dann machen sich die Eltern auf den Weg, um Futter für die artig dasitzenden Kleinen zu holen, und lassen die Kiddies für zwei, drei Minuten allein zurück, die ihrerseits Mama und Papa auf dem Weg zu den Buffets nachwinken. Was für eine glückliche Familie, was für eine Harmonie! Plötzlich dreht sich die Kleine zu ihrem Brüetsch um und beginnt, ihn scheinbar grundlos an den Haaren zu reissen. Geschrei. Junior beginnt sich zu wehren und zieht seiner Schwoscht an den Haaren, worauf diese ihre Fingernägel am Oberarm ihres Bruders einsetzt und ihn zu beissen beginnt. Idylle futsch. Mittlerweile haben sich alle anwesenden Gäste in Richtung Schlachtfeld umgedreht und schauen mehr oder weniger belustigt zu, wie der Streit eskaliert. Als dann aber das Modi zur Gabel und der Bueb beherzt zum Messer greift, schreitet ein Tischnachbar heldenhaft ein und trennt die beiden Streitähne. Deren Eltern ihrerseits kommen mit vollen Tellern an den Tisch retour und wollen gerade den Unbekannten anschauen, als die Kinder von sich aus die Sachlage klären: «ÄR het aagfange!» – «Nei! SIE het!!»

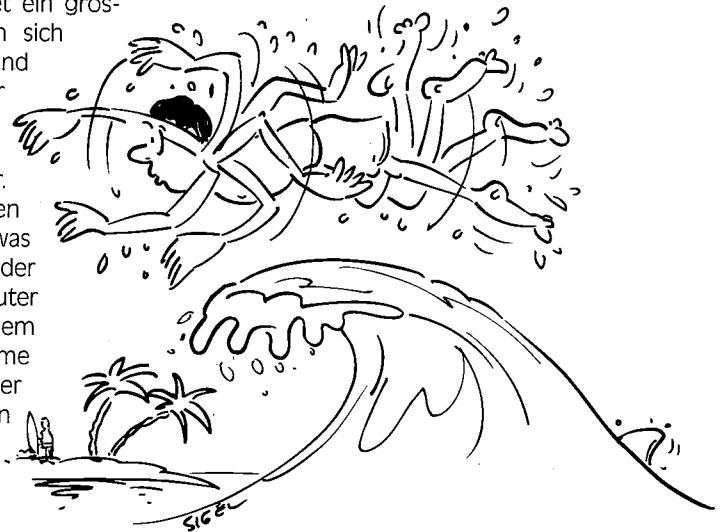
«Where do YOU come from?»

“ In einem früheren Leben habe ich einige Jahre bei Hotelplan gearbeitet, unter anderem als Product Manager für sogenannte Spezialreisen: Einmal war ich im Auftrag von Brigitte Bardot und Franz Weber bei den Robbenjägern auf den Magdalenen Inseln, Tage später lief ich in «natura» mit dem Aktenkoffer in der Hand über einen FKK-Strand auf Guadeloupe. Undsowweiterundsofort. Eine genial schöne Zeit, mit viel neuen Eindrücken. ”

Für das folgende Intermezzo bitte ich Sie nach Oahu, auch als Hawaii bekannt. Wir befinden uns jetzt an der Waimea Bay, an einem der schönsten, aber anerkanntermassen auch gefährlichsten Surfstrände der Insel. Einheimische surfen in den Wellen nicht bloss mit dem Brett, sie machen das auch ohne. Heisst Body-surfing und geht so: Man schwimmt hinter die Wellen, wartet ein grösseres Exemplar ab, um sich dann in Richtung Strand treiben zu lassen, unter den sich brechenden Wellen hindurch, fast wie die richtigen Surfer. Ich schaue den Typen eine Weile zu. Easy, was die können, das kann der Borni – ein durchaus guter Schwimmer – noch vor dem Zmorge. Also schwimme ich hinaus und harre der Dinge, die da kommen sollen.

Einige Augenblicke später kommt sie, die frei nach Juli, «perfekte Welle». Wow! Was für ein Gefühl, sich von der haus-

hohen Welle treiben zu lassen! Dummerweise habe ich nicht gecheckt, wie die Hawaiiaker sich genau ins Wasser fallen lassen. Passiert bei mir folgendermassen: Wie Donald Duck schwimme ich in der Luft weiter, obwohl die Welle unter mir Sekundenbruchteile zuvor weg(gebrochen) ist. Der Absturz ist unvermeidlich (...), der Aufprall auf dem Sandboden heftig. Die nachfolgende Kraft des Wassers wirft mich wie einen toten Fisch an den Strand. Total plämmplämm stehe ich auf und will bloss noch zum Badetuch. Mit dem zurückfliessenden Wasser habe ich nicht gerechnet, so dass es mich von den Füssen haut und ins Meer zu ziehen droht. Zum Glück eilt ein Baywatch herbei (in diesem Moment ist es mir wurst, dass es nicht Pamela Sue Anderson oder David Hasselhoff ist) und packt mich am Arm. Lockerlässige Bemerkung seinerseits: «Mister, where do YOU come from?»



Joseph Kardinal Matzinger

“ Für mich ist Linus Reichlin, der Woche für Woche Satiren für FACTS schreibt (siehe Seiten 66/67), das Höchste der Lesegefühle. Mir ist auch klar, weshalb ich seine Schreibe so sehr mag: Im Gegensatz zu normal sterblichen Kolumnisten kennt der Typ überhaupt keine Grenzen, fou-tiert sich um jede so called political correctness, ganz abgesehen davon, dass er ein Vorstellungsvermögen in die Wiege gelegt bekommen hat, von dem andere Schreiberlinge nicht einmal zu träumen vermögen. Heute sei ausnahmsweise einmal der Versuch gewagt, seiner sprunghaften Fantasie ... nachzurennen. ”

Wie Linus Dingsda liebe auch ich Dokumentarfilme über Tiere. Darwin sei Dank, wobei seine Theorie über die Evolution des Menschen relativ unausgewogen sein mag, im Einstein-Jahr ohnehin: Stichwort Einstein. In Bern wird das Einstein-Jahr hochgejubelt, samt Klee und Museum, bloss weiss keiner, wie das anzugehen oder zu kommunizieren ist, weil jene, die gefordert wären – die Politiker nämlich – (auch) damit überfordert sind. Kunststück. Liebe Lesende, Hand aufs Herz, angenommen, Sie haben zu Hause gleichzeitig unangemeldeten Besuch aus Syosset, Long Island, und Obayonama bei Kobe. Ihre Touris möchten von Ihnen – als Bernerin oder Berner – plötzlich mehr zu Einstein und Klee wissen. Was passiert dann, was? Sie strecken husch die Zunge raus und beißen umgehend in die Tischplatte, mehr haben nämlich auch Sie nicht zu bieten (wie auch, schliesslich war Klee zu unse-

rer Schulzeit im Gegensatz zu Gras heute kein Thema). Ergo schreiten Sie zur Gegenoffensive, Angriff ist noch immer die beste Verteidigung. Zuerst wird der Amerikaner beschäftigt: «Listen, Ed, hör mal, weshalb macht Ihr Deppen jemanden zum Präsidenten, der Klu-Klux-Klan-Mitglied ist?» Ed wird sprachlos sein, Einstein relativ rassig vergessen und während Minuten um seine Fassung ringen. Tilt. «Und du, Nippon, anscheinend hat sich eure Prinzessin von einem Spring-ins-Land besteigen lassen, weil der Kronprinz an akuter Impotenz leidet ...» Sayonara wird daraufhin etwas von Ehre und Harakiri murmeln, Klee vergessen, die dargebotene Hand ablehnen und sich samt Tranchiermesser in Richtung Keller verabschieden.

Jetzt aber zu den Vierbeinern. Während der Fünfziger war ich Fan von Lassie. Vor allem der kleine unschuldige Jeff konnte es mir («Lääääääässiiii!»). Erst recht seine Mutter, die ständig adrett in der Küche schwarzweiss neben dem neuen Ofen von General Electric stand und immer irgendwelchen Kuchen backte/buckte/buk. Und erst Rintintin! Läck, war das noch ein ganzer Kerl! Schlug ganze Indianerstämme zähnefletschend in die Flucht. Nichts von Softie à la Benji oder Beethoven, von denen eh nicht klar ist, ob sie nicht homosexuell sind, es nicht kreuzweise miteinander getrieben und dann logischerweise Welpen à la Daisy in die Welt geworfen haben. Apropos Triebe. Kann man einem Artikel aus einer Berner Zeitung vom 22. April glauben, gibt es auch Pinguine vom anderen Ufer. Jawohl. Steht zu lesen: «Sechs Humboldt-Pinguine in Bremerhaven waren schwul und trieben es im örtlichen Zoo ziemlich wild. Flugs importierte Damen



aus Schweden hingegen liessen die Herren links liegen.» Kann ich verstehen, wenn die Eingeflogenen den Sexappell einer haer kommer Pippi Langstrump hatten.

Apropos Tierisches: Irgendwo habe ich mal gelesen, alt DSDS-Star Daniel Küblböck gleiche einem verkifften Eichhörnchen. Ich halte den Vergleich für ziemlich déplacé. Zwar singt er so, aber vom Aus-

sehen bringt er zu wenig Dreck mit, im Gegensatz zu unserem hässlichen einheimischen Kopftuch-Pseudopseudo. Rintintin, fass! Womit wir bei Joseph Kardinal Matzinger angelangt wären, den die Hunde an die Spitze der Katholischen Kirche bellen und «Papst Flocki I» benamensen würden.

Confirmation. Konfirmation. Konfirmiert. Bestätigt.

“**Letztes Jahr wurde mein Götti-Töchterli konfirmiert. Auf der Autobahn bereits der erste Höhepunkt des Sonntags, um 07:30 Uhr, im Radio, bei den Kurznachrichten auf DRS1. Wie es der Name sagt: Man hält es kurz und bündig, bei diesen News. Dennoch kommen zum Schluss die gutnachbarlichen Beziehungen zum grossen Bruder nicht zu kurz: «Die Griechin Helena Paparizou hat gestern Abend den Eurovision Song Contest gewonnen. Die Gruppe Vanilla Ninja holte für die Schweiz Platz 8. Die Deutschen wurden Letzte.» Ha!**”

Vor der Kirche, wo die zu Konfirmierenden artig warten, wird man sich des Unterschiedes zwischen Katholiken und Reformierten so richtig bewusst: Die Katholiken kennen den Weihrauch, bei uns Reformierten duftet es angenehm süsslich nach ... na, Sie wissen schon. Passend dazu das Logo auf dem Flyer zur Veranstaltung: Das «Is Life a Party?» sieht optisch ungefähr so aus, als hätten Kiffer & Co. Hand angelegt.

Jener Moderator, der durch die Veranstaltung führt, könnte dem gediegenen Outfit nach Direktor eines *****-Hotels, Pfarrer oder Spitzenpolitiker der FDP sein. Weil in einer Kirche, tippe ich auf den Pfarrer. Und der ist echt ein Zeitgenössischer: Bevor die Konfirmanden die Bühne betreten, wird von rechts Trockeneis eingeblasen. Des Pfarrers Vorstellung von Physik: Die Nebelschwa-

den bleiben am Boden, ähnlich wie auf einem Acker an einem Herbstmorgen, steigen höchstens auf eine Höhe von 160 cm ab Boden, so dass zuerst nur die Köpfe der Jugendlichen zu sehen sind. Eine tolle Idee, vor allem wenn man weiss, dass mein Göttitöchterli 162 cm gross ist. Hilfe! Wie auch immer: Die Rauchschwaden halten sich nicht an die Regieanweisung und füllen schnell den gesamten vorderen Teil der Kirche, wo sich umgehend alle Verschnupften, Asthmatiker und Allergiker diskret bemerkbar machen.

Erster Höhepunkt des Gottesdienstes: Die 15 Modi und 8 Giele erfreuen die Anwesenden mit «Kumbaya», einem traditionellen Lied aus Angola. Schön aufgereiht erinnern sie dabei an die Schweizer Fussball-Nationalmannschaft beim Mitsingen der Nationalhymne vor dem Anpfiff zu einem Länderspiel. Auch dort trällert bekanntlich der eine oder andere der Spur nach mit, andere wiederum bewegen bloss ihre Lippen, sofern sie keinen Chätschgummi chätschen. Bei Traktandum 6 («Gedanken zur Konfirmation») geht der Pfarrer voll aus sich heraus: Woher der Ausdruck Konfirmation? Das kommt von Confirmation, was öppe so viel wie Bestätigung heisst. In unserem Fall bestätigen bei der Konfirmation die Teenager ihre Verbindung zu Gott. Anschliessend singt die Gemeinde «Nun danket alle Gott», wobei nicht bloss die älteren Herrschaften sich konzentrieren müssen, wollen sie überhaupt etwas hören, derart diskret wird gesungen. Nun, das mag vor allem daran liegen, dass der Organist mit ungewohnten Zwischenakkorden eine sehr eigenwillige



Interpretation des Liedes von Martin Rinckart (1586–1649) zum Besten gibt, so dass ungeübte Kirchengänger eher ein schottisches Volkslied vermuten, bei dem jeden Moment die Dudelsackbläser zum Einsatz kommen werden.

Vor der 23fachen Konfirmation gibt es eine «Kurzpredigt» (Punkt 11 der Programmliste). Was mir geblieben ist: Ein Militarist könne wohl, so der Pfarrer bei verschiedenen Vergleichen, das Leben als «einen einzigen Kampf» bezeichnen, wobei ich diese Feststellung – wenn ich an Familie Bo mit ihren beiden Teenagern denke – eher der Hausfrau und Mutter zuordnen würde. Sygseso. Bevor der eigentliche Konfirmationsakt beginnt, singt resp. summt die Gemeinde ein Lied von Yusuf Islam in der deutschen Version, nämlich «Morgenlicht leuchtet» (alias Cat Stevens alias «Morning has broken»). Dann aber gilt es ernst. Alle Konfirmanden werden einzeln aufgerufen, treten vor, hören ihrem persönlichen Bibelspruch zu, leisten ihr Shake-hands und nehmen alle eine wunderschöne weisse Rose entgegen (wobei dem einen oder anderen Jüngling ein Hanf-Setzling wohl

willkommener gewesen wäre, aber das nur nebenbei). Schade, vollbringt das Publikum zum Schluss, wie alle 23 Konfirmanden mit ihrer Blume dastehen, nicht eine zünftige Ola-Welle.

Gegen Schluss (Punkt 16) stehen die «Mitteilungen» an. Der Pfarrer teilt der Gemeinde mit, dass letzte Woche «Frau R. kirchlich bestätigt wurde». Gemeint war «bestattet».

Stöck, Wys, Stich.

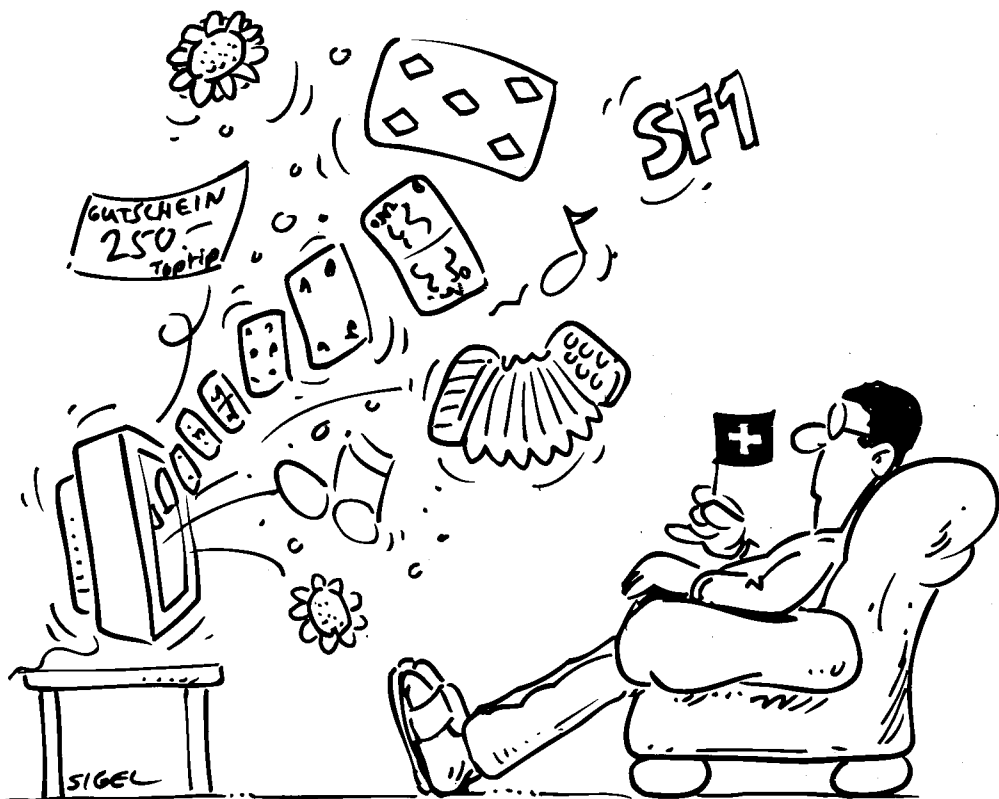
“ Die besten Satiresendungen am Fernsehen sind jene, die gar nicht als solche deklariert sind. Und damit wir uns gleich richtig verstehen: Ich werde hier und heute nicht über Beni Thurnheer lästern, schon allein deshalb nicht, weil unsere beiden Väter dicke Freunde waren. ”

Zum ersten Mal seit langer, langer Zeit habe ich kürzlich den «Samschtigass» auf SF1 verfolgt. Und mich göttlich amüsiert. Die Sendung fand in einem Restaurant in Rothrist statt. Moderatorin Monika Fasnacht, deren Privatleben dann und wann Thema in den Hochglanzheftli ist (wie jenes von Beni T.), begrüsst als Erstes eine Meisterin, «die bei 2000 Franken steht» und allein an einem Tischli hockt. Keine Ahnung, worum es geht. Ich vermute, dass Anita irgendwann im Laufe der Aufzeichnung Günter-Jauch-mässig zum Zug kommen wird. Vermutlich à la «Welche der vier folgenden Farben gibt es beim Jassen nicht? Egge, Härz, Audi oder Chrüüz?» Nun, als Telefonjoker kann sich Anita ja Jürg Randegger oder Hans-Jörg Bahl anschnallen. Wie auch immer.

Nun wird der Nation die eigentliche Jassrunde vorgestellt: Stefan Wagner als TV-Promi, zwei real Anwesende (einer ist bekennender Schachspieler und sieht aus, als wäre er soeben zum Bauernopfer geworden) und eine Telefonjasslerin, deren gewünschte Spielzüge von Monika F. wie von Geisterhand ausgeführt werden. Wie lange ich die Sendung schon nicht mehr gesehen habe, beweist der Umstand, dass als

Schiri nicht mehr Eugen F. Schildknecht (oder war es Göpf Egg?) amtiert, sondern ein gewisser Marti. Es wird der Differenzler gespielt. Um feststellen zu können, welche Farbe Trumpf wird, lüpfte Monika F. einmal derart ungeschickt ab, dass man am TV nicht bloss die «Egge 10» als Trumpfkarte sieht, sondern auch gleich noch das nachfolgende Herz-Ass. Das ist ihr peinlich, sie mischt deshalb im wahrsten Sinne etwas, «aber «Egge 10» bleibt Trumpf». Kollega Marti scheint sich daran nicht zu stören, nichts von «Spiel vergeben, neu ausgeben». Und auch kein Anruf aus der Regie weckt ihn aus seinem Schlaf wie seinerzeit Kurt Felix, der vom Chef-Teleboy regelmässig per Telefon Anweisungen erhielt. Genau! Das waren noch Zeiten.

Nach der ersten Runde darf Stefan Wagner – dessen nicht eben schmeichelhafte Punktedifferenz vom Publikum dennoch beklatscht wird, vermutlich weil die Regie das Schild KLATSCHEN ins Publikum schwenkt – «backstage» aus dem Leben eines Sportreporters erzählen. Läck, ist das beeindruckend, was die Leute in Leutschenbach so alles leisten, momol, da verblasst jeder normale Werk tätige zur grauen Maus. Nach dieser Eigenwerbung überlege ich mir, ob ein neues Sendegefäss «Wir Weltmeister» (zweimal mit W., wie Wagner) nicht öppis für erfolgreiche Unternehmen und das Schweizer TV wäre? Jürg M. hat das ja bereits erfolgreich durchgespielt – und als Cleverer erst noch kassiert. Item, zurück in die Runde. Zwischen Bemerkungen wie «Der Schiri ist noch nicht bereit» und Entgegnungen wie «Nein, du bist es nicht» wird gejasst, was das Zeugs hält. Und als ob der Satire nicht bereits Genüge getan worden wäre, annonciert



Monika F. das lokale Kaiser-Chörli, «sechs aufgestellte Herren» aus der Region Rothrist, die nun ihre engere Heimat ehren, mit dem Lied «Im Toggenburger Ländli (het jede Maa es bodeständigs Chleidli aa)». Alle Achtung übrigens vor dem Kameramann, der es tatsächlich geschafft hat, im Gestrüpp eines Sonnenblumenfeldes jeden Sänger einmal im Portrait vorzustellen. Herrlich.

Anita, die bislang wie bestellt und nicht abgeholt rumgesessen hat, darf nun in der Schlussrunde mitmachen, als bisherige Telefon-Campionissima. Sie hat jedoch kein Glück und kann ihren Titel nicht verteidigen, weshalb sie auf 2'000 Stutz sitzen bleibt. In einer nächsten Runde darf ein neuer Telefon-Jasscrack

mitspielen. Als VIP amtiert dannzumal Wetterfee Sandra Boner: Zum Schluss bekommt jemand noch einen Einkaufsgutschein von TV-Sponsor TopTip über 250 Franken (Wow!).

Schau, schau, am nächsten Tag lächelt uns Monika F. aus dem SonntagsBlick in einem TopTip-Inserat entgegen, mit Jasskarten in der Hand. So ein Zufall.

© 2008 S. 10

Final call for passengers Bolla ...

“ Führen Sie Waffen mit sich? Haben Sie Verbindungen zu vermuteten Terroristen? Haben Sie Drogen dabei? Solche und ähnliche Fragen muss auf dem Immigrationsfragebogen mit einem unmissverständlichen «NO» beantworten, wer erfolgreich in die USA einreisen will. ”

Weil unsere Freunde, die Bollas aus Seftigen – Vater Mario, Mutter Isabelle sowie die Söhne Manuel, Adrian und Benjamin –, alle diesbezüglichen Fragen glaubhaft verneinen konnten, verbrachten sie letzten Sommer fünf wunderschöne Wochen im Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Für die heutige Story wollen Sie sich jetzt bitte mit ihnen zum Rückflug begeben, an den Check-In-Schalter der United Airlines (UA) in Los Angeles. Destination Washington, mit Anschlussflug nach Zürich. Wichtig für Sie zu wissen: Es ist 05:00 AM. Good morning, America.

Vor dem UA-Schalter nach Washington hat sich bereits eine zünftige Kolonne gebildet, in Form einer S-förmigen Warteschlange. Nur langsam kommt man voran. «Zum Glück haben wir genügend Wartezeit einberechnet», meint Mario schulterklopfend zu Isabelle. Letztere wiederum hat für ein schnelles Handling des Gepäcks vorgesorgt und nur zwei riesige Taschen mit auf die Reise



nehmen lassen, «damit alles schnell geht und nebst den Rucksäcken als Bordgepäck nicht unzählige Koffer und Taschen mitgeschleppt werden müssen». Kluge Isa. Als die Bollas endlich an der Reihe sind, gibt es eine mittelprächtige Überraschung: «I'm very sorry», sagt die UA-Schalterangestellte, «aber ein Gepäckstück darf höchstens 32 Kilogramm wiegen. Ihre Taschen aber sind beide über 40 Kilogramm, that's too much.» Weil die Waage am besagten Schalter höchstens 40 Kilogramm anzeigt, wird Mario gebeten, an einen anderen Schalter zu gehen, der mit einer Spezialwaage ausgerüstet ist. Dort stellt sich heraus, dass die eine Tasche 42, die andere 45 Kilogramm wiegt. Aufgeteilt in fünf Taschen oder Koffer wäre das Gesamtgewicht von 87 Kilogramm für die fünf Reisende kein Problem. So aber ...

Weil die Möglichkeit, morgens um 05:45 Uhr am Airport Koffer und Taschen kaufen zu können, gleichbedeutend mit einem Gesamt-Bundesrat ist, der

mit einer einzigen Stimme spricht, müssen die Bollas Federn lassen resp. eben Gewicht, 23 Kilogramm insgesamt. Und das heisst: Ähnlich einer Materialinspektion in der RS wird der Inhalt beider Taschen mitten im Terminal fein säuberlich ausgelegt, worauf die heitere Fragerunde «Mitnehmen oder nicht?» folgt. Zurück am Los Angeles International Airport blieben Unterwäsche, Bademäntel, Souvenir-Getränke und -Food, allerhand Steine aus Nationalparks, Duschgels, Shampoos undsoweiterundsofort. Danach werden die Taschen wieder eingeräumt und zur erneuten Wägezeremonie gebracht, was relativ rassig geht, weil die Bollas mittlerweile beinahe die letzten Einchecker sind. Fazit: Ein Koffer wiegt 39, der andere 37 Kilogramm, so dass eine zweite Ausräumaktion angesagt ist. Dieses Mal geht alles hurtig: Was schwer wiegt, wird in einen der fünf Rucksäcke gemotet, die als Handgepäck an Bord mitfliegen. Was zurückbleibt, wird in Plastiksäcke gepackt und in eine Ecke gestellt. Switzerland greets the US! Derweil alle anderen Passagiere eingchecked haben, werden Bollas Taschen zum dritten Mal gewogen und jetzt endlich für gut befunden. «Jetzt müssen Sie sich aber beeilen, damit Sie das Flugzeug noch erwischen», heisst es. Zuvorkommenderweise begleitet eine UA-Angestellte die Bollas durch den Sicherheits-Dschungel. Ende gut, alles halbwegs gut?

Isabelle, Manuel und Benjamin haben bereits die letzte Kontrollhürde genommen, als sich Adrian und Mario anschicken, ihr Handgepäck röntgen zu lassen. Adis Rucksack erweist sich als problemlos, nicht so jener von Mario, der fahrlässigerweise sein Notebook darin verstaut hat. Womit das Drama seinen Fortgang nimmt: Eine schwergewichtige Farbige bescheidet Mario, dass sie ihm den

Rucksack untersuchen wird. Dafür zieht sie sich weisse Plastikhandschuhe an. Schweissgebadet erklärt ihr Mario, dass er total in Eile ist und sie bitte, bitte pressieren soll. «Mein Herr, ich mache so schnell als möglich. Aber Sie schwitzen ja!» Worauf sich unsere (Zitat Mario) «Gmüetsmoore» an den übernächsten Schalter begibt, um Kleenex-Tüechli zu holen, damit sich Mario den Schweiß von der Stirne wischen kann (!), derweil sie selber Stück für Stück aus dem Rucksack nimmt und einzeln kommentiert. Unterdessen drehen Isabelle, Manuel und Benjamin rechts des roten Bereichs, weil schon alle Passagiere zugestiegen sind, währenddem Mario sich mit der Frau übers Angeln unterhalten darf, weil sie im Rucksack eine Fischerspule gefunden hat ... Aber es kommt zum Happy-End, alle Bollas erwischen den Flieger in Richtung Washington.

Weil das Gepäck von LAX nach ZRH durchgecheckt wurde, könnten unsere fünf Eidgenossen die drei Stunden Aufenthalt in Washington so richtig geniessen, würde Isabelle nicht glauben, am Lautsprecher die Aufforderung «Attention please: Passenger Möriö Bölla, please contact the United Airlines Informationdesk» gehört zu haben, woran aber Mario wirklich nicht glauben mag, bis zum Moment, da auch er die Frauenstimme hört (sich aber im «Möriö Bölla» nicht wiedererkennt). Isabelle schliesslich zitiert ihn an den Schalter. Und dort gibt die UA ihrem Bedauern über den «Zwischenfall» mit der Gewichtslimite in Los Angeles Ausdruck und drückt Bollas als eine Art Compensation fünf Tickets für Business-Class-Sitzplätze nach Zürich in die Hand.

Wenn einer eine Reise tut ...

“ ... dann kann er was erzählen. Gilt in unserem Fall auch für Kollega Lüthi aus Boll. Der musste nämlich letztes Sommer ein Boot zum Prüfen fahren. Von der Stegmatt bis zur Wohleibrücke. Das sind ungefähr 1'000 Meter. Nicht der Rede wert. ”

Das kleine Motorboot gehört nicht Christian, sondern seinem Vater Erwin, ebenfalls ein Lüthi. Und weil Vater Lüthi verhindert ist, macht sich Christian selbstlos auf den Weg, das Boot gemäss Marschbefehl zum Prüfungsexperten bei der Wohleibrücke zu führen, eine halbe Stunde zu früh. Motto: «Man weiss ja nie, was alles passieren kann.» Wie wahr.

Christian ist handwerklich begabt, so dass es ihm im Bootshaus beim Stegmattsteg (wo noch andere Boote ange-seilt sind) leicht fällt, den Motor von Klein-«Hasli» mit einem kräftigen Zug am Seil in Gang zu setzen. Weil genügend Zeit vorhanden, fährt er nicht bloss ein Stück See aufwärts, um den Motor auf-zuwärmen und auf Touren zu bringen, sondern putzt das kleine Boot auch noch, auf dass es auf den Fachmann vom ersten Moment an einen guten Eindruck machen möge. Anruf an seinen Vater, sozusagen an den Grossen Manitu, um ganz sicherzugehen: «Wohin genau muss ich fahren?» Als wirklich alles klar ist, setzt unser Süsswasser-Kapitän zur ultimativen Fahrt in Richtung Wohleibrücke an (wo sich der Richter und sein Henker befinden). Tuggtuggtugg ... Kurz nach der Kappelenbrücke setzt der Motor aus. Diskretes Gefluhe. Nachdem

auch das Seil den Motor nicht mehr zum Starten animieren kann, kickt Christian leicht enerviert mit dem Fuss gegen den Aussenbordmotor, was diesen wieder zum Funktionieren bringt (... und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt).

Das eigentliche Problem des Herrn Lüthi: Christian kennt sich auf dem Wohlen-see nicht genau aus, ein mobiles GPS hat er nicht und weil Tag, kann er sich auch nicht an den Sternen orientieren. Auf der Höhe des Fussballplatzes hält er Ausschau nach einer Brücke. Aber ausser einem Spaziergänger und dem Warnsignal mit Hinweis auf eine grössere Sandbank ist nichts zu sehen. Als hätte er geahnt, dass Christian dem Fussgänger zurufen will, stellt der Motor ab, auf dass Ruhe herrsche. Wie ein kleiner Krisenmanager – das Wichtige vor dem Dringenden! – paddelt Christian in Richtung Ufer, um den Fussgänger nach der Wohleibrücke zu fragen. «Die ist weiter unten», schreit der Landgänger, dessen Worte aber im starken Gegenwind beinahe vollständig verhallen. Apropos Gegenwind: Der treibt das Boot wie von Geisterhand gesteuert immer wieder auf die Sandbank zu, von wo aus es schier kein Entrinnen gibt. Das zuvor noch diskrete Fluchen des Bootsführers wird stärker und pointierter, vor allem als sich die vielen Startversuche definitiv als zwecklos erweisen, währenddem Chri-gus rechte Hand erste Anzeichen von Rissen zeigt und sich rot verfärbt. Aber ein richtiger Indianer zeigt bekanntlich keinen Schmerz, nicht wahr, «Einsamer Büffel»? Das Abstossen mit dem Paddel versandet im wahrsten Sinne des Wortes. Blick auf die Uhr – schon ist unser Prüf-ling zu spät.



Weil Chrigu selbst in den schwierigsten Situationen immer seine Contenance und sein Comment behält, sucht er in seiner Hosentasche nach dem Aufgebotspapier, damit er seine Verspätung telefonisch voranmelden kann. Auf dem Amt läuft ein Tonband, das sinngemäss verkündet, dass die Prüfungsexperten im Büro nicht erreichbar seien, weil «ausser Haus». Haha. Unser Indianer paddelt mit dem Mut der Verzweiflung weiter, allein im Kampf gegen Raum und Zeit. Hätte er einen Tomahawk an Bord, sein Kanu würde heute in den ewigen Fischgründen auf Grund des Wohlensees liegen. Kennzeichen für Taucher: BE 5284. Also paddelt «Einsamer Büffel» weiter und weiter und weiter. Mit einer halben Stunde Verspätung kommt Rothaut (an den blutverschmierten Händen zu erkennen) bei der Wohleibrücke an, auf dass er symbolische Blutsbruderschaft mit Bleichgesicht schliessen kann. Der ist aber laut Zeugenaussagen «vor ungefähr fünf Minuten» abgereist. Jede Wette: Stunde bei der Wohleibrücke ein Marterpfahl, unser Bleichgesicht hätte keinen Skalp mehr vorzuweisen ...

Gegen die Natur ist man(n) machtlos: See abwärts ist der Gegenwind, wie wir

wissen, beinahe unbezwingbar, verunmöglicht ein Vorwärtskommen mit Manneskraft, auf dem Rückweg zeigt die Gegenströmung ihr wahres Gesicht, Rückenwind zum Trotz (oder hat sich der auch noch gedreht?). Und das scheint Christian heute nicht sehr

freundlich gestimmt zu sein. Wie auch immer: Unser tapferer Krieger mag nicht mehr, also paddelt er in der Nähe der Wohleibrücke ans Ufer, um das Schiffli anzutauen und seine Schwester Silvia von Wind und Wetter ungestört anrufen zu können: Sie möge doch bitte, bitte, bitte dafür besorgt sein, dass ein weiterer Miteigentümer des Bootshauses sich auf den Weg macht, zuerst nach Hinterkappelen, dann mit einem Schleppboot zu ihm (was in der Person von Hansruedi Garius auch passiert – Christian lässt auch auf diesem Weg danken). Derweil ist auch das Amt wieder im Dienst und telefonisch erreichbar. Ein neuer Termin wird zwar nicht vereinbart, aber leicht säuerlich immerhin in Aussicht gestellt.

Für alle Ferndiagnostiker: Falsch geraten. Der Motor hatte durchaus noch Sprit im Tank. Mehrheitlich aber Wasser. Und damit lässt sich selbst ein Zweitakter nicht starten.

BRUNNEN

In dubio pro gastro.

“ Die Frage sei gestattet: Lässt die Schweizer Gastronomie und Hotellerie nur bei meinen Besuchen zu wünschen übrig oder hat das Mittelmass hierzulande System? Ganz ehrlich, ich weiss es nicht. ”

Zu seinem Achtzigsten am 2. Januar hat Golla, wie mein Schwiegervater mit Übernamen heisst, eine Achterrunde in ein ****-Hotel an die Waadtländer Riviera geladen. Ohne sein Wissen bestelle ich Mitte Dezember im Restaurant des Hotels ein blumiges Tischarrangement, das Golla nach dem Essen mit nach Hause nehmen kann, als kleines Souvenir für die folgenden Tage. «Pas de problème», heisst es zuvorkommenderweise, man mache das sehr gerne. Très bien. (Unter uns und in Klammern: Unser Herr Sohn spricht diese Feststellung seit jeher derart konsequent als «tress bienne» aus, dass ich mich neuerdings selber dabei ertappe, sie in einer Konversation so auszusprechen, albens sehr zur Verwunderung meiner Gesprächspartner ...) Zurück aber nach Montrö: Weil ich der Schweizer Gastronomie nicht so ganz traue, doppelte ich am 31. Dezember nach. Alles klar, man werde ein speziell schönes Blumenarrangement auf den Tisch stellen. Merci beaucoup. Am 2. Januar, auf Höhe Aigle (wir reisen von Vercorin aus an) vibriert mein Handy. Weil Beifahrer, kann ich problemlos parlieren. «Ich wollte Ihnen nur schnell Bescheid geben, dass wir keine Blumen auftreiben konnten.» Ich glaube im ersten Moment an ein verstecktes Telefon einer Radiostation. Rasch aber stellt sich heraus, dass die Überraschung wahr und haftig ist. Grund: Der 2. Januar

ist Feiertag, die Blumengeschäfte geschlossen. «Monsieur, das Restaurant hat mir das Arrangement nicht nur einmal, sondern gleich zweimal ausdrücklich bestätigt ...» Wie sich herausstellt, ist sein Problem mein Problem. So einfach ist das in der Schweiz, in dubio pro gastro. Womöglich erwartet man vom Gast auch noch eine Entschuldigung. «Der 2. Januar wurde ja nicht erst gestern zum Feiertag proklamiert, das hätten Sie schon früher wissen können, spätestens vorgestern.» Ich verklemme mir ausdrücklich die Bemerkung, dass ein solcher Vorfall in Österreich unvorstellbar wäre, stelle aber in allem Anstand fest, dass das Erstklasshotel ja kaum auf 3'000 Meter steht, wo keine Blumen blühen ... Der langen Rede kurzer Sinn: Der Chef de Service verspricht, sein Möglichstes zu tun. Und siehe da: Wie wir bereits zu Tische sitzen, gut gelaunt bei der Vorspeise, da werden die silbernen Tannzapfen in der Mitte des Tisches durch ein kleines Blumenkörbli ausgewechselt. Keine nachträgliche Entschuldigung à la «Avec nos excuses», keine Bemerkung, nichts. Aber die paar Blüemli mit 40 Franken auf die Rechnung zu setzen, das hat man nicht vergessen.

Innerschweiz. Ein bekanntes Erstklasshotel, mit ebenso bekanntem Restaurant. Nach einem Seminar sind wir zum Apéro geladen, ungefähr 30 Personen. Aufgetischt werden – nebst feinen Häppchen – Mineralwasser, Orangensaft und Weisswein. Da ich Weissen nicht so sehr mag, frage ich nach einem Glas Rotwein. «Tut mir leid, Rotwein ist nicht vorgesehen, man hat das nicht bestellt», teilt die hochanständige Auszubildende (so benennt sie das Namensschildli) mit Bedauern mit. Ende der Vorstellung,

auch ein Nachhaken bringt keinen Erfolg. Also erfreue ich mich an Mineralwasser. Derweil beobachte ich die Szene: Ein renommiertes Erstklasshotel lässt eine Auszubildende allein mit ihrem Schicksal und mit 30 Gästen. Super. Mir tut die junge Frau echt leid. Tags darauf teile ich mein Erstaunen der Direktion mit. Immerhin: Hier entschuldigt man sich wenigstens umgehend für das Versehen und verspricht Besserung.

Und zum Dessert der Situationsbericht aus einem Berner Restaurant, wo zum Zmittag ein dreigängiger Businesslunch serviert wird. Weil mir der angebotene Salat nicht zusagt, bitte ich um eine Alternative, um einen «kleinen gemischten Salat». Das geht sehr wohl, wird mir aber 1:1 verrechnet. Zusätzlich zum kompletten Menü-Preis. E Guete.

**DIESER HERR HAT
EINEN WUNSCH, CHEF!**



BRUNNEN

«Et où se trouve l'apothèque la plus proche?»

“ Christian, André (gab sein Debüt in dieser ehrenwerten Runde), Mario, Ueli und ich hatten kürzlich unser traditionelles Herren-Weekend in Vercorin. Erstmals ohne Beat, der es vorgezogen hatte, mit seiner Frau nach San Francisco zu fliegen (geits no?), uns aber immerhin als Trostpflaster für seine Abwesenheit sechs Flaschen feinen Rotweins stiftete, zu seinem Andenken. Sehr brav, Beat, danke. ●●

Unser Herren-Weekend ist identisch mit Sport (hätten Sie nicht gedacht, n'est-ce pas?). Am Freitagmorgen beginnt dieses Fitness-Programm mit Joggen. Mindestens zwei Runden des Tour-du-Mont sind angesagt, ungefähr sieben Kilometer. Weil der Weg zu Beginn recht schmal ist, traben wir in Einerkolonne los. Nach zwei Minuten meldet Mario ein unmissverständliches «Halt! Stopp!». Christian und ich, an der Spitze laufend, schauen retour. Ein kreideweisser Ueli liegt am

Boden und hält sich den linken Fuss, nachdem er über eine Wurzel gestolpert und mit dem ganzen Körpergewicht auf das abgedrehte Gelenk getreten ist. Weil sonst kein Wehleidiger, glauben wir ihm sofort, wie er uns sagt, dass es im Fuss geknackt hat und mit Sicherheit etwas «kaputt» ist. Herrjesses, was nun? Die Rega? Die dargebotene Hand? Zum Glück ist Ueli kein Ross, sonst wäre an der Unfallstelle jetzt ein schlichtes Holzkreuz zu sehen. Weil mir vor zehn Jahren Ähnliches passiert ist, wagt Dr. med. h.c. Bornhauser eine erste Diagnose (wie sie wenig später auch von den realen Ärzten bestätigt wird): Schwere Bänderüberdehnung, evtl. -riss. Von der Körperkonstitution her ist der Fall ebenfalls klar: Christian und ich tragen unseren Patienten Huckepack retour, zum Beginn des Tour-du-Mont-Weges, wo ein Bänkli mit wunderbarer Aussicht über das ganze untere Rhonetal vorhanden ist (als ob das Ueli jetzt interessieren würde).

Mario bietet sich spontan an, umgehend Auto und Eisbeutel zu holen, derweil Christian, André und ich auf professionelle Patientenbetreuung machen («Ueli, keine Angst, die Medizin macht heute tolle Prothesen ...»). Nun müssen Sie wissen: Mario ist nicht gerade der Inbegriff eines Spitzensportlers, so dass wir uns nach fünf Minuten ernsthaft

fragen, ob er sich in seiner Gutmütigkeit die Pumpe überdreht hat und jetzt

irgendwo zwischen zwei Mazots nach Luft jappend am Boden liegt, derweil



seine feine Kollegen blöde Sprüche über ihn fallen lassen. Entwarnung nach weiteren fünf Minuten: Unser Mann für alle Fälle kommt zu Fuss retour, in nur leichtem Laufschrift zwar, immerhin total verschwitz, einen Eisbeutel in der Hand. «Und wo hesch s Outo?» wollen wir wissen. Wie sich herausstellt, kennt er den Schleichweg nicht, so dass er die Karre im Dorf parkiert hat.

Eine halbe Stunde später fahren Ueli und ich im Hôpital de Sierre vor. Weil nicht zum ersten Mal dort, wundert es, dass mich die Empfangsdame nicht mit einem herzlichen «Salut toi!» begrüsst. Da Ueli nicht französischer Muttersprache ist, mache ich auf Dolmetscher. «Sein Beruf?» – «Peintre», Maler, wobei ich umgehend verfeinere, auf Malermeister, industrieller, weil die Frau sonst noch glauben könnte, Ueli wäre Kunstmaler und somit ein potenzieller Patient für die eine oder andere weisse Wand im Spital. «Prénom de son père?» – «Ueli, Vorname deines Vaters?» Mit dieser Frage entlädt sich Uelis ganzer Frust über sein Missgeschick. «Für was wott die das wüsse, he? Das spielt doch e kei Rolle, das isch doch Gugus, ig ha dr Scheiche kaputt, nid my père! Emil heisst är.» – «Fils d'Emil», melde ich der Frau, die sich sichtlich wundert, dass meine Antwort angesichts des vorangegangenen Dialogs so knapp ausfällt.

Bereits nach 90 Minuten verlassen wir das Spital wieder, mit schon gemeldeter Diagnose, Aircast, Stöcke und Rezept für die Apotheke. Just jetzt fällt mir ein, dass Apotheke auf Franz. ja Pharmacie heisst, nicht «Apothèque», wie ich vorher übersetzt habe. Sygseso. Als wir wieder in Vercorin einfahren, da ist Ueli die Ola-Welle seiner drei Kollegen von der Terrasse herab sicher. Dann aber macht er einen mit, nicht bloss der Luftschiene

und der Schwellung wegen. Nein, das übrige Quartett macht ihm das Leben zusätzlich schwer, mit Bemerkungen wie «Kollegen, wir sollten nicht jammern, immerhin können wir noch ohne Stöcke Tennis spielen gehen ...» oder «Ueli soll sich sein Bier doch selber holen, gefälligst, wozu hat er zwei Stöcke?» Und als uns Ueli als Mitglied der «Mutze-Chuchi» am Abend ein feines Erdbeeren-Parfait auf die Teller zaubert, da ist der Zapfen endgültig ab, mit Marios Bemerkung, «Schmeckt euer Dessert auch nach Fuss-creme?»

Tags darauf fahren wir zu fünft nach Sierre, zum Lac de Géronde, der für mich schönsten Badi auf der Welt. Weil wir ja einen Behinderten mit an Bord haben, ist es uns offiziös sogar gestattet, das Auto direkt beim Eingang zu parkieren. Ha! Da noch nicht Ferienzeit, hocken wir fünf Mannen ganz allein unter den mächtigen Trauerweiden. Traumhafte Aussicht auf die Bergketten links und rechts, auf den Hügel mit dem Kloster Géronde und auf die Rebberge der Gegend zum Trotz: Mit der Zeit bekommen wir Hunger. Im Strandbeizli werden uns fünf Zumauf-tauenindenmikrowellenherdeinzuwerfendechickenburger serviert, die genau so schmecken, wie ich sie schreibe. Grässlich. Unbeantwortete Frage: Weshalb haben wir sie überhaupt gegessen? Denn: Im Gegensatz zu André, der die Zweisamkeit mit der weissen Emailschüssel sucht, überleben wir vier anderen den Nachmittag mit Appenzeller und Genepis. Den Vorfall melde ich dem Hersteller «hochwertiger Lebensmittel» (Eigenwerbung auf der Packung).

Das Echo ist auf den folgenden Seiten zu lesen.

«L'histoire d'O»

“ Vor längerer Zeit im Sonntags-Blick zulesen: «Jeder vierte Tiefkühl-Hamburger ist von einer neuen, aggressiven Sorte Koli-Bakterien befallen, die tödlich sein kann.» ”

Aus der vorhergehenden Kurzgeschichte wissen Sie es: An unserem traditionellen Herren-Weekend 2005 waren André, Mario, Ueli, Christian und ich auch am Lac de Gérondie, einer wunderschönen Badi in Sierre. In der Badi-Beiz haben wir Chickenburger gegessen, worauf uns allen elendiglich schlecht wurde. Nun gut, Sie mögen vielleicht sogar zu Recht behaupten, das sei möglicherweise wegen des Cardinal-Biers gewesen, das wir dazu getrunken haben, wir aber tippten auf die grässlichen Chickenburger, die uns samt Verpackung serviert wurden. Also habe ich beim Hersteller reklamiert, am 20. Juni, nicht zuletzt deshalb, weil ich Gwundernase wissen wollte, wie andere Firmen auf Kundenanliegen reagieren.

Im Brief an den Hersteller (stand auf den Packungen zu lesen) «hochwertiger Lebensmittel» habe ich den Sachverhalt geschildert und uns fünf Herren gleich selber angeklagt, denn eigentlich hätten wir diese Chickenburger nie und nimmer essen dürfen, derart zweifelhaft war allein der Anblick (wie gesagt, mit entsprechenden Folgen am Nachmittag). Henusode, eindeutig unser Fehler. Interessant auch: Auf der Packung stand bei der Zusammensetzung lediglich «Pouletbrust» geschrieben, keine genaue Herkunftsdeklaration, ob in- oder ausländisches Fleisch (und wenn Letzteres, woher?). Das kann man zweierlei

interpretieren: Entweder stammten die tiefgekühlten Packungen noch aus einer Zeit, als noch keine klare Deklaration vorgeschrieben wurde, oder aber man hat es schlicht vergessen, was ja vorkommen kann. Niemand ist schliesslich perfekt.

Mit Brief vom 20. Juli – mehr als vier Wochen später – bedanken sich der PR-Manager, Herr O, und die Leiterin des Kundendienstes, Frau M, für die «Zeit und Mühe», meine Erfahrungen mitzuteilen. Die Sache als solches ist dann rasch abgehakt: Man kann nicht ausschliessen, dass die Produkte «durch einen längeren Unterbruch in der Tiefkühlkette Schaden genommen haben könnten». Die Einhaltung und das Controlling dieser Tiefkühlkette bis hin zum Verkaufspunkt sei allerdings nur beschränkt möglich. Sagt man. Après nous le déluge, nach uns die Sintflut. Après nous, le décongélage? Nach uns das grosse Auftauen? Zum Thema der Pouletbrust-Deklaration kein Wort. Als Wiedergutmachung kommt eine Tiefkühltasche mit einer 250-g-Schoggipackung. Merci!

Spätestens hier hätte meine Frau mit der Korrespondenz aufgehört, so auch unsere Tochter: «Bis doch z'fride, muesch itz doch nümm schrybe!» Mich hingegen stört es, dass nicht richtig auf meinen Brief eingegangen wurde. Aber kein Wort davon, dass man den Transportweg und die Lagerung bei der Gérondie-Beiz überprüfen will, kein Wort zur fehlenden Pouletbrust-Deklaration. Und das schreibe ich den Leuten, am 25. Juli. So bin ich halt, ich kann/will nicht aus meiner Haut. Zudem lege ich ihnen eine Kopie jener inzwischen veröffentlichten Kurzstory über unser Herren-Weekend bei, in der auch kurz vom Chickenburger-Intermezzo die

Schreibe ist (Seiten 38/39). Nach zehn Tagen ruft offenbar jemand bei uns zu Hause an, zu einer Zeit, da ich im Büro bin. Unser Sohnmann Patrick richtet mir das aus, «Sie wollten dich sprechen, haben aber nicht nach deiner Büro-Nummer gefragt». Ich warte mal ab. Als auch gegen Ende August eine Reaktion ausbleibt, schreibe ich den Herrschaften nochmals, immerhin mehr als zwei Monate nach dem ersten Brief.

Telepathie. Am späteren Nachmittag des gleichen Tages kommt der Anruf des PR-Verantwortlichen – Sie wissen, O – nach Hause. Dieses Mal hat er mich live am Draht. Wo denn mein Problem genau zu suchen sei? Ich versuche ihm meine Malaise zu erklären. Zum Beispiel daran, dass seine Firma mit keinem Wort andeutet, dass sie den Weg ihrer eigenen Produkte in die Beiz zum Lac de

Géronde überprüfen wird, damit nicht anderen Gästen Ähnliches passiert. «Das haben wir gemacht, das müssen wir Ihnen ja nicht ausdrücklich schreiben», kommt belehrend retour. Hoppla. Und was ist mit der Pouletbrust-Deklaration? «Das ist nicht Vorschrift, dass man die Herkunft des Geflügels angeben muss.» Ich mache einen möglichen, leisen Vorbehalt, gebe mich als Mitarbeiter einer nicht näher genannten Firma zu erkennen, die ebenfalls Pouletbrust verkauft. Er korrigiert daraufhin seine erste Aussage: «Das weiss ich nicht, ich bin schliesslich kein Fleischfachmann.» Weil ich auf einer

schriftlichen Antwort bestehe – mit entsprechend giftigen Kommentaren meiner beiden Frauen ... –, werde ich vertröstet. Solche Abklärungen dauern schliesslich. Aber er verspricht, sie mir zukommen zu lassen.

Als nach 14 Tagen noch immer kein Brief im Kasten liegt, rufe ich mich per Post ein letztes Mal bei O in Erinnerung. Der Zufall will es, dass am gleichen Abend ein Brief im Kasten liegt. Und endlich, endlich nimmt O Stellung zur Deklarationspflicht. Das Pouletfleisch beziehe man hauptsächlich aus



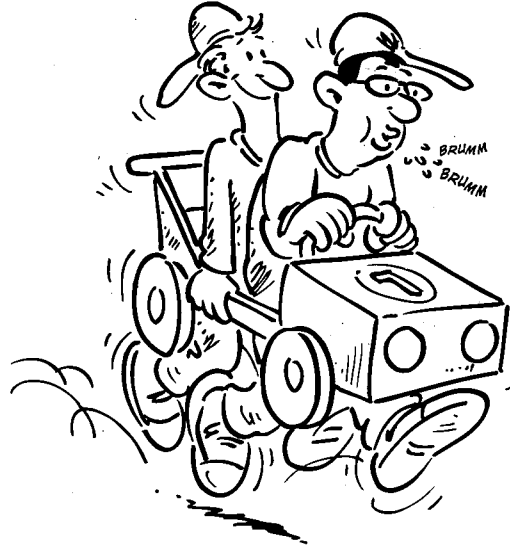
Ungarn. Weil selbst ich keine unendliche Geschichte aus der Sache machen will, lese ich abschliessend bloss noch in der so genannten Rohstoffdeklarationsverordnung nach. Artikel 1 besagt, «dass das Produktionsland anzugeben ist, wenn der Rohstoffanteil am Enderzeugnis mehr als 50 Massenprozent ausmacht». Mit anderen Worten: Wir haben offenbar keine Chickenburger, sondern «ein Produkt mit einem Rohstoffanteil unter 50 Massenprozent» gegessen. Igitt.

Weltmeister am Steuer.

“ Mein Unverständnis und meine Hand(un)fertigkeit in Sachen Technik ist sprichwörtlich. ”

Mir ist es wirklich wurst, was für ein Auto ich pilotiere. Und alle Extras, die über ein Reserverad hinausgehen, können mir gestohlen bleiben, ein Radio ausgenommen. Wenn ich gelegentlich einen Geschäftswagen beanspruche, dann spielt es keine Rolle, was die Brüder in unserer Transportabteilung mir zuhalten. Ich also im letzten Dezember in einem Opel Vectra auf dem Weg zum Parkhaus bei der Gurtenbahn. Beim Warten vor dem Rotlicht Ostring will ich frische Luft auf der Fahrerseite hereinlassen. Nur: Wie schaffe ich das, ohne gleich die ganze Türe aushängen zu müssen? Dass Fenster in Autos heutzutage sich ohne Kurbel herunterdrehen lassen, das hat selbst Bo gemerkt. Zu dumm nur, gibt es an der linken Innenseite bloss einen Knopf – und der regelt die beiden Aussenspiegel. Dann: Die Ampel wechselt auf grün, hinter mir hupt einer. Merci beaucoup. Direkte Frischluft habe ich nach wie vor keine, dafür zwei Aussenspiegel, die verstellt sind.

Beim Thunplatz bildet sich ein kleiner Stau, eine wunderbare Gelegenheit, nach dem gesuchten Hebel zu fahnden. Mein Selbstverständnis sagt mir, dass er eher links denn rechts vom Steuerrad angebracht worden ist. Also beginnt die systematische Drückerei. Zuerst wechselt der Radiosender, dann verdunkeln sich die digitalen Armaturenzeichen, die Hupe geht los und anschliessend die Scheinwerfer. Ich finde den Scheisshebel nicht.



Als Nächstes bricht der kalte Schweiß aus, denn beim Gurten-Parking muss ich einen Zettel aus dem Automaten ziehen. Fünf Minuten später ist es so weit. Die Mechaniker eines Formel-1-Teams könnten sich ein Beispiel nehmen: In gebührendem Abstand zum Pfosten wird das Auto zentimetergenau angehalten, Gang raus, Handbremse ziehen, Türe auf, Sprung zum Automaten, Knopfdruck, Zettel rausziehen, Sprung in den Wagen, Barriere rauf, Bremse lösen, Gang rein, Kupplung weg, Gequietsche. Zufall oder nicht: Beim Wegfahren muss mir eine Blondine erklären, wo der Fensterheber zu finden ist, nämlich neben der Handbremse, rechts vom Fahrer. Logisch.

Tags darauf erzähle ich die Story Beat Sigel, der bekanntlich die Karikaturen zu meinen Geschichten zeichnet. Sein eigenes Intermezzo lässt mein Herz höher schlagen: In seinem Schlitten ist der CD-Player defekt. In der Werkstatt baut man das Ding aus, so dass er einige Tage ohne

auskommen und herumkarren muss. Als er am Abend aus Basel heimkehren will, da ist es kalt. Saukalt. Und welchen Knopf er am Rheinknie auch immer drückt: Lüftung/Heizung streiken. Unter erschwerten Umständen – auf weitergehende Details verzichten wir, gell Beat! – kämpft er sich durch Wind und Wetter nach Hause. Fluchend. Und frierend. Am nächsten Tag die gleiche Situation. Beat vermutet, dass beim unsorgfältigen Ausbau des CD-Players irgendein Kontakt kaputtgegangen ist. Fahrt zur Werkstatt, Erklärung des Problems. Der Mechaniker: «Herr Sigel, haben Sie es schon einmal mit diesem Knopf probiert?» Und siehe da: Wie Maestro ON drückt, tut die Lüftung/Heizung wie befohlen. Spontane Reaktion des Fahrers: «Jetzt nehme ich auch schon Bornhauser-Allüren an!» Danke, Beat. Und jetzt sind wir doch einmal gespannt, was für eine Karikatur du dieses Mal abliefern wirst ...

Eine Woche später bekomme ich von den Kollegen einen Passat aus dem Hause VW zugeteilt. In bemerkenswert kurzer Zeit habe ich die Aussenspiegel im Griff. Weil ich erst am späten Nachmittag von «auswärts» heimkomme, übernachtet der Passat bei uns auf dem Parkplatz in Wohlen. Als ich am nächsten Morgen um 04:20 Uhr wegfahren will, da reagieren die Schliessmechanismen der Karre nicht auf die Fernbedienung. Auf die Traditionelle – nämlich mit dem Schlüssel im Schloss – öffne ich die Beifahrertüre, suche den Eisschaber und mache mich ans Kratzen. Zwei, drei Minuten später bin ich abfahrbereit. Nicht so der Passat. Grund: Borni hat über Nacht das Licht brennen lassen. Gute Frage: Weshalb gibt es dafür kein akustisches Warnsignal für Löli wie mich? Was nun, auf ein Wunder hoffen, die Batterie würde sich bei minus 5 Grad von selber wieder aufladen, wenn ich den Lichtschalter auf «0» stelle?

Forget it. Bei den Nachbarn läuten, den TCS bemühen? Nobis. Weil meine Frau unseren Wagen erst gegen Mittag benötigt, hole ich unseren Mondeo aus der Garage – samt Überbrückungskabel (ja, haben wir!). Nach schätzungsweise acht Minuten (...) habe ich die Motorhaube des Passat auf dem dunklen Parkplatz oben. Weil man echt kaum etwas sieht – trotz Abblendlichter des Mondeo –, lasse ich die Idee des Überbrückens sausen, zu gross ist meine Schiss, dass ich + mit – verwechseln und ein kleines Feuerwerk veranstalten könnte. Also fahre ich mit dem Mondeo ins Geschäft, um unseren Transportleuten umgehend mitzuteilen, dass der Passat wegen Unpässlichkeit erst gegen 09:30 anfahren wird. Dass im Büro der Fotokopierer defekt ist («Monteur ist bestellt!» steht von Barbara auf einem Zettel geschrieben) und sich das Outlook im PC nicht aufstarten lässt, bestärkt mich in der Annahme, dass ich heute gescheitert im Bett geblieben wäre. Wie auch immer: Um 08:30 Uhr fahre ich mit dem Mondeo nach Wohlen, «überbrücke» bei Tageslicht, worauf im Passat die Alarmanlage losgeht. Panik. Griff ins Handschuhfach, zur Betriebsanleitung, Kapitel «Alarmsignal». Zu dumm, ist das Handschuhfach leer, auch kein Fahrzeugausweis ist vorhanden. Ich also mit heulendem Auto weg, wobei die Anlage unterwegs zum Glück von selber abstellt. In Schönbühl ergeht dann die Bemerkung, dass weder Fahrzeugausweis noch Betriebsanleitung im Handschuhfach seien. Antwort: «Bei unseren Geschäftsautos sind diese Dokumente immer unter dem Beifahrersitz.» Eh ja, wo denn sonst?

Schoggikugeln legen die Schweiz lahm ...

“ **Meine Allergie gegen Sitzungen und Arbeitsgruppen ist sprichwörtlich. Ein aktuelles Beispiel aus der Migros Aare. Aus «meiner» Migros!** ”

Besuchergruppen der Migros-Frischeplattform in Schönbühl erhalten zum Schluss ein kleines Erinnerungspräsent, nämlich ein Tassli, gefüllt mit Schoggikugeln, aus dem Hause Chocolat Frey. So alle paar Wochen bestellt Barbara Siegenthaler, verantwortlich für die Betriebsführungen, neue Kugeln, auf dass die Gäste frische Schokolade überreicht erhalten. Die Schoggi wird uns «intern» verrechnet. Fragen Sie mich nicht, wie genau – wir visieren jeweils die Rechnungen und geben sie schnurstracks in die Buchhaltung. Jedenfalls war das während der vergangenen 250 Jahre so.

Kürzlich läutete das Telefon bei Barbara. Da Frau Kollega Siegenthaler gerade abwesend ist, nehme ich ab. Am anderen Ende Herr X., der Barbara zu einer Sitzung aufbieten will, in Sachen «Schoggi-Verrechnung», am kommenden Freitagnachmittag. «Sorry, Barbara Siegenthaler arbeitet am Freitag nie. Was jetzt?» – «Ja, sie hat mir das gesagt, dass es ihr nur Dienstag, Mittwoch oder Donnerstag geht. Aber dann passt es anderen Leuten bei uns nicht.» Als Gwundernase will ich wissen, worum es genau geht. «Wir haben bei der internen Verrechnung der Schoggikugeln immer eine Differenz mit unserer Konzern-

zentrale, wir sollten das besprechen.» Aha. Wir? Besprechen? Womöglich innerhalb einer Arbeitsgruppe? Einer vorberatenden? Ich gebe es zu (und entschuldige mich hiermit hochoffiziell): Herr X. bekommt churzmutz und unnett und abschliessend zu verstehen, was es aus meiner Sicht zu besprechen gibt, nämlich gar nichts: «Sagen Sie uns, was wir zu tun haben, wie Sie es denn gerne hätten, und wir richten uns danach. So einfach ist das.»

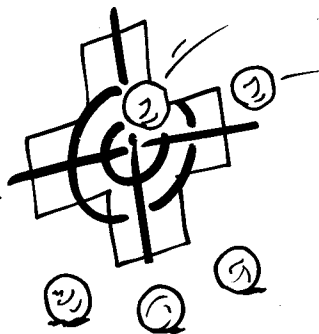
Beim Zmittag male ich mir aus, wie so eine Sitzung eskalieren könnte, wenn alle bloss konsequent den Dienstweg einhalten. Ginge dann öppe so: Barbara kommt an ihrem Freitag – dem Freitag – dennoch zur Arbeit. Nach der zweistündigen Sitzung über die Schoggikugeln – neben Barbara sind vier Kollegen aus der Informatik und der Buchhaltung anwesend – formuliert die Arbeitsgruppe «Verrechnung Schoggikugeln» einen Antrag zu Händen von Dr. Sydney Peter Allanson (Kürzel SPA), dem zuständigen Direktionsbereichsleiter Finanzen+Informatik, der die Chose kurzfristig für die nächste Sitzung der Geschäftsleitung traktandieren lässt, unter «Diverses» (Zeitbedarf 30 Minuten). An besagter Montagssitzung moniert Supermarkt- und Marketing-Boss Felix Meyer (FM), dass ihn weniger das «Buchhalterische» interessiert als vielmehr der Umstand, dass Besucherinnen und Besuchern im Zeitalter der Fettleibigkeit Schoggikugeln abgegeben werden: «Das ist ein falsches Signal, zumal wir viele Schulklassen zu Besuch haben. Was werden die Lehrer und Eltern denken?» Fazit: FM wird eine Arbeitsgruppe «Gäste-Geschenke» bilden lassen,

mit einem Vertreter aus jedem Marketingbereich «Frische» (Molkerei, Früchte & Gemüse, Fleisch/Geflügel/Fisch/Wild/Charcuterie, Blumen, Kolonial), unter dem Vorsitz seines Stellvertreters Walter Bloch (WB), Leiter Verkauf Supermarkt.

Klare Zielvorgabe: «Welches Besuchergeschenk der Migros Aare ist heute sozial- und gesellschaftspolitisch gerechtfertigt, politisch korrekt und dennoch sinnvoll?»

WB lässt sich für die seriöse Vorbereitung einer ersten Sitzung – dem «Kick-Off» – umgehend freistellen, so dass einige regionale Verkaufsleiter sein Pflichtenheft für eine noch nicht näher definierte Zeitspanne unter sich aufteilen müssen und ihrerseits eigene Aufgaben an mehrere Filialleiter delegieren, wodurch wiederum einige Rayonleiter von ihrer täglichen Arbeit entbunden werden und Auszubildende zum Einsatz kommen. Dagegen wehren sich die Personalkommission, die Ausbildungsstelle der Migros Aare, der VCS, Nationalrat Christian Waber, Greenpeace und die Gewerkschaft UNIA, die umgehend zu Protestaktionen aufruft, so dass der Krisenstab der Migros Aare unter Leitung von Anton Gäumann (AG) tagen muss. Bei der UNIA-Demonstration vor dem Laden in Niedergösgen (selbständiger Detaillist mit Migros-Produkten) ist auch eine Filmcrew von «10 vor 10» von Fernsehen SF1 vor Ort. Der am Abend um 10 nach 10 Uhr ausgestrahlte Beitrag alarmiert die Migros-Konzernzentrale in Zürich, die noch am nächsten Morgen in einer Konferenzschaltung das weitere Vorgehen mit den regionalen Genossenschaften, der Eigenindustrie, den

übrigen Tochtergesellschaften sowie der Adele- und Gottlieb-Duttweiler-Stiftung festlegt. Aus Gründen der nationalen Sicherheit darf ich an dieser Stelle keine weiteren Details verraten.



Der Beitrag setzt die Schweiz in eine Art Schockzustand, obwohl völlig unklar bleibt, wogegen sich die Demonstration in Niedergösgen eigentlich richtete. Der Slogan «Keine Schoggi-kugeln auf dem Buckel des Personals!» – Text auf vielen UNIA-Transparenten – verdrängt die Vogelgrippe, Angela Merkel, das Phüdle von

Chris von Rohr und Hans-Peter Latour von den Titelseiten der Zeitungen. CNN delegiert Ankerfrau Christiane Amanpour nach Niedergösgen («Reporting live for CNN from Niedergösgen/Switzerland»), der Bundesrat trifft sich zu einer ersten ausserordentlichen Krisensitzung, schliesslich geht es um die Migros und darum, Fehler aus dem Swis-sair-Grounding nicht zu wiederholen.

Wie ich aus gewöhnlich gut unterrichteter Quelle zu hören glaube, soll ich durch meinen einsamen Entscheid, die Buchhaltung über das Verrechnungs-prozedere eigenmächtig entscheiden zu lassen, für den Friedens-Nobelpreis 2006 nominiert werden. Übrigens: Parallelen zum Zündhölzli von MM sind augenfällig, wenn auch nicht gewollt. Und MM steht auch nicht für Migros-Markt.

Begegnung mit Jimmy Hofer, Phibe Cornu, Pia Schmid

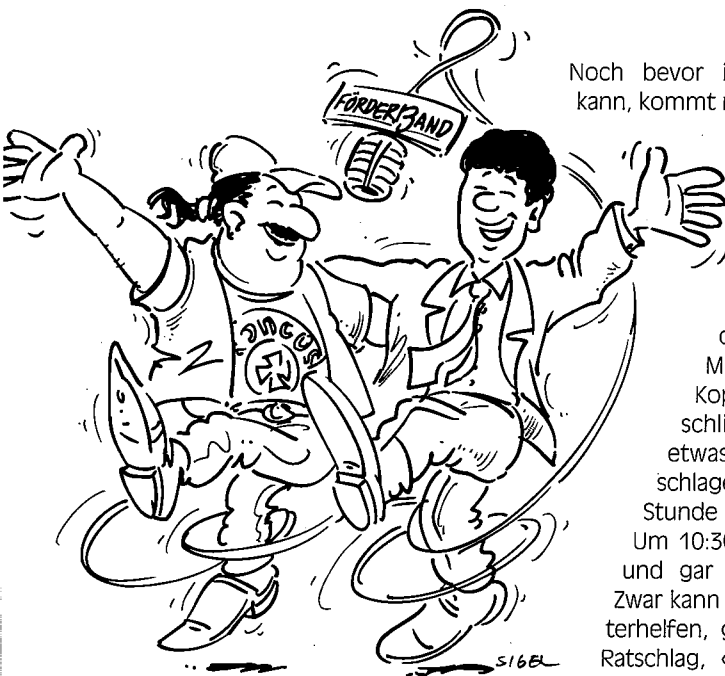
“ Mein Beruf bringt es mit sich, dass ich immer wieder interessante Leute kennen lerne, jede und jeder auf ihre/seine Art faszinierend. Die Umstände der ersten Begegnung mit diesen Aussergewöhnlichen sind es ebenfalls ... ”

1985, zu einer Zeit, da ich noch PR-Mann bei Suchard-Tobler bin und (gut aufpassen, was jetzt kommt) regelmässig im Anzug, mit Krawatte und mit Aktenkoffer umherlaufe: Radio Förderband hat seinen Betrieb aufgenommen, sendet aus einem bescheidenen Studio über dem «Bierhübeli» in Bern. Sendeleiter Urs Schnell ruft mich an. Radio Förderband plane eine Diskussionsrunde zum Thema «Mann Oh Mann!». Zugessagt hätten bereits ein Homosexueller, ein Intellektueller (Henrik Rhyn von Radio DRS) und ein Rocker in der Person von Broncos-Boss Jimmy Hofer. Jetzt suche man noch den typischen Jung-Manager. Ob ich Lust hätte? Klar doch. An einem Freitag um 20:00 Uhr geht die zweistündige Diskussion über den Sender. Die Einschaltquote muss phänomenal sein, denn zum Schluss, als sich Hörerinnen und Hörer direkt ins Gespräch einmischen können, läutet das Telefon kein einziges Mal, nicht einmal alibihalber. Syggeso.

Um 22:15 Uhr verabschiedet man(n) sich. «Wohäre geisch itz?», will Jimmy von mir wissen (wir beide haben in der Sendung das «starke» Geschlecht markiert). «Kei Ahnig, äüä hei.» Er schlägt vor, dass ich noch kurz auf einen Schlummertrunk ins

Broncos-Clublokal im Berner Mattenquartier vorbeikomme. «E kei Ahnig, wo das isch, aber du chasch mers ja zeige, ig fahre eifach dir nache ...» Fehlanzeige, Jimmy muss vorher noch etwas erledigen, wie er mir sagt. Immerhin erklärt er, wie man(n) zum Lokal findet. Und falls seine Kollegen mich nicht reinlassen würden, solle ich einfach sagen, dass er mich schicken. Gesagt, getan. Zehn Minuten später stehe ich vor dem Club, läute und begehre Einlass. Oben schaut ein Gfurchiger aus dem Fenster: «Was wosch de du da?» – «Eis cho zieh, dr Jimmy schickt mi.» Sehr glaubwürdig scheine ich allerdings nicht zu wirken, denn die hochgezogenen Augenbrauen und die Ratlosigkeit im Gesicht im zweiten Stock sind selbst aus zehn Meter unübersehbar. Immerhin – mit einer Schlussfeststellung lässt man mich rein: «Mynetwäge, aber zieh vorhär wenigstens d’Grawatte ab!»

März 1986. Zum ersten Mal begegne ich Philippe Cornu, heute Appalooza-, Bierhübeli-, Gurtenfestival- und Robbie-Williams-Bern-Konzert-Chef. Zusammen mit drei «verjäten» Kollegen ist er wegen eines Sponsorings für das Openair Thun bei uns in der Zentrale der Migros in Schönbühl. Schnell werden wir uns handelseinig, so dass sich unser Quartett rassig wieder verabschiedet. Minuten später kehrt mein Chef von «auswärts» zurück und schaut bei mir vorbei: «Waren die vier jungen Herren bei Ihnen?» Ich bejahe, erkläre auch weshalb, und dass wir uns einig geworden seien. «So wie es scheint, sind die vier happy, vor dem Eingang hat sich einer einen Joint zu Gemüte geführt (Anmerkung des Autors:



Noch bevor ich mich vorstellen kann, kommt mir Zeter und Mordio zu Ohren. Was mir eigentlich einfallen würde, ihn anzurufen, wenn unter der Dusche? Ich halte mich mit jener Gegenfrage, die auch Ihnen im Moment durch den Kopf geht, zurück, denn schliesslich will ich ja etwas von ihm. Ergo schlage ich ihm vor, in einer Stunde nochmals anzurufen. Um 10:30 Uhr folgt ein ganz und gar normales Gespräch. Zwar kann er nicht «direkt» weiterhelfen, gibt mir jedoch den Ratschlag, «es» bei Bindella zu versuchen, «die» hätten eine gute

Innenarchitektin.

Bei Bindellas bringe ich die Koordinaten von Pia Schmid in Erfahrung (die nach dem Gurten allein in Bern auch das Bellevue Palace, das Allegro und die Markthalle gestaltet hat). Ich erkläre ihr, worum es geht. Zehn Tage später haben wir Rendez-vous in einem Restaurant, für ein erstes Vorgespräch. Peter Everts und ich treffen Pia Schmid, talken zuerst ein bisschen small, um Minuten später konkret über den Gurten zu reden. Ihre (wirklich!) allererste Frage lässt mich innerlich kollabieren: «Haben Sie sich schon einmal Gedanken darüber gemacht, wie der gesamte Aussenbereich des Gebäudes, die Natur, in die Innenarchitektur einfliessen soll?» Dem diskreten Schmunzeln von Peter Everts gibt es nun wirklich nichts hinzuzufügen ...

Es war nicht Philippe C.)» Ich gebe mich ahnungslos, weil die Wahrheit: «Ich kann da nicht mitreden ...» Kommt schmunzelnd retour: «Ich drum schon ...» Und ich werde ihnen jetzt nicht verraten, dass es sich bei diesem ehemaligen Chef um den späteren Migros-Konzernchef Peter Everts gehandelt hat.

Sommer 1997. Wir – eine Projektgruppe der Migros Bern – kommen bei der Innenarchitektur zum Hauptgebäude im künftigen «Park im Grünen» auf dem Gurten nicht so richtig weiter. Peter Everts: «Ich schlage vor, dass Sie den besten Gastro- und Hotel-Innenarchitekten der Schweiz als Berater hinzuziehen.» Einen Namen nennt er nicht, ganz nach dem Motto «Such, Borni, such!» Was jetzt, wer könnte mir wohl den ultimativen Tipp geben? Ich versuche es bei Daniel Eggli, dem zu Lebzeiten legendären Gastro-Kritiker und Chefredaktor von «Salz & Pfeffer» (den ich aber nicht kenne). Um 09:30 Uhr rufe ich ihn an.

«Ig wott itz kei Stress!»

“ An dieser Stelle gibt es wieder einmal einen gemischten Salat an Episödchen, die ich erlebt (und zum Teil durchlebt ...) habe. Wetten, dass auch Sie söttigi Sachen im Alltag mitbekommen? Augen und Ohren auf! ”

Leserinnen und Leser, die sich regelmässig meine Kolumnen «reinziehen», wissen, dass unsere Familie viel Zeit in Vercorin verbringt; in einer Wohnung, deren Terrasse im dritten Stock vis-à-vis der Post sozusagen «von oben herab» einen Überblick auf einen wichtigen strategischen Platz des Dorfes ermöglicht: Die Endstation des Postautos, von Sierre herkommend. Und da spielen sich zum Teil Szenen ab, bei denen man sich ... Aber lesen Sie selber, was letzten Sommer passiert ist. Der Fahrer des Autos TG 28925, Enrico aus Mostindien, kommt mit seiner Partnerin Rosemarie (Namen und Autonummer von mir anonymisiert) in Vercorin an, stellt den Motor seiner Karre ab und harrt der Dinge, die auf ihn zukommen sollen, nämlich jene Freunde (per Natel avisiert), die bereits hier oben eingetroffen sind und TG 28925 den Weg zum Ferienchalet für gemeinsame Ferien zeigen sollen. Fünf Minuten später ist es so weit, Hans-Jörg und Katrin treffen bei der Post ein, wir schauen dem Quartett zu. Begrüssung. Wer nun aber wie ich, als stiller Zuschauer (siehe auch Seiten 56/57), erwartet hat, dass Freude ob dem Zusammentreffen herrscht, der/die sieht sich getäuscht. Enrico flucht wie ein kleiner Rohrspatz drauflos, weil die gute Katrin offenbar bei der Wegbeschreibung nichts von «Abbiegen in

Grône» geschrieben hat (abgesehen davon, das wäre eh der umständlichere Weg nach Vercorin, liebe Katrin), so dass er, Enrico, vermutlich das halbe Unterwallis aller-retour abgefahren hat, um die Abzweigung nach Vercorin zu finden. Er will den Sachverhalt coram publico auch sofort beweisen, findet aber den Zettel im Auto nicht. Zu dumm. Statt sich zu freuen, endlich in Vercorin zu sein und Freunde zu treffen, geht die Motzerei ungebrochen weiter, lautstark: Stau in Zürich (läck, wer hätte das gedacht?), Stau vor dem Glion-Tunnel (dito), und an allem scheint die arme Katrin schuld zu sein, die je länger je säuerlicher wird. Merke: Man kann sich die Freude am Leben auch selber verderben.

Stichwort Vercorin. Ich will mich an einem Putztag nützlich machen mit dem Reinigen der Fensterscheiben: Putzspray also in die eine, Zeitungspapier in die andere Hand. Aber wie sehr ich mich nach dem «Pffft-pffft» auf das Glas auch bemühe, die Fenster werden nicht wirklich sauber, sondern meistens mit einem unschönen «Schlingg» verziert, so dass ich es aufgebe. Zehn Minuten später, Frage unserer Tochter: «Was macht das Fläschli Fettlöser hie, uf em Fänschtersims?» Alles (Glas)klar?

Stichwort Claudia (18, die, wenn sie mich mit «Papsi» anspricht, entweder zusätzliches Sackgeld oder einen Amateur-Fahrlehrer im Hinblick auf ihre Autoprüfung will). Wie so üblich, verlassen heute die jungen Leute die Wohnung für den «Ausgang» zu einer Zeit, da wir Oldies seinerzeit heimgekehrt sind, so kurz vor Mitternacht. «Wenn bisch dihei?», fragte ich Claudia, kurz bevor ich zu Bett gehe. «Späteschtens am halbi drü,

mit em Moonliner.» Instinktiv wache ich gegen 02:30 Uhr auf und merke, dass Claudia noch nicht da ist. Einschlafen zwecklos. Gegen 02:45 Uhr schleiche ich mich aus dem Schlafzimmer vor den Fernseher, wo Zappen angesagt ist. 03:00, 03:30, 03:45 Uhr, keine Claudia. Ich versuche, sie via Handy anzupiepen, und höre, wie es aus ihrem Zimmer piepst ... Toll. Langsam, aber sicher macht sich «Papsi» so seine Gedanken. 04:00, 04:15

Uhr. Gegen 04:30 Uhr dann endlich dreht sich ein Schlüssel im Türschloss. Töchterli kommt nach Hause, sieht mich im Sessel vor dem TV, und noch bevor ihr Produzent etwas sagen kann, meldet sie sich zu Wort, abschliessend, währenddem sie die Wendeltreppe hochsteigt: «Muesch gar nüt säge, ig wott itz kei Stress, bisch sälber tschuld, wenn nid tuesch schlafe ...» Sprichts und verschwindet in ihrem Zimmer.



E.T. auf der Suche nach einem Walkman ...

“ Sie haben es längst gemerkt: Ich habe ein ganz eigenes Verhältnis zur Technik. ”

Wenn ich jogge, dann nur mit Walkman und Kopfhörer. Seit längerer Zeit schon sind The Greatest Hits von Queen ab Tonbandkassette angesagt. Sie wissen schon «Don't stop me now» oder «We will rock you». Bohemian Rhapsody und Radio Gaga. Mister Mercury sei Dank (siehe auch Seite 99). Anyway: Kürzlich ging der Walkman kaputt. Ich also auf die Suche nach einem Ersatz zum Abspielen meiner verschiedenen Musikkassetten, die zum Teil vor über zehn Jahren aufgenommen wurden. Bei Melectronics schaut man mich an, als ob Steven Spielberg himself mich kreierte hätte. Also versuche ich es im Shoppy bei Interdiscount. Der Charme der jungen Verkäuferin mildert ihre Ratlosigkeit oder ihr Entsetzen in Bezug auf den gesuchten Artikel. Dann passiert ein Wunder: «Warten Sie, ich glaube, wir haben noch so etwas in einer Schublade...» Und siehe da, einmal abgestaubt, gibt eine Schachtel den Blick auf einen abgebildeten Walkman frei. Zur Fachfrau ausgebildet, meint die Verkäuferin: «Das ist aber ein altes Gerät, möchten Sie keinen MP3 kaufen?» – «Und wie kann ich die Lieder von den Tonbandkassetten auf den MP3 laden?» – «Kennen Sie sich am PC nicht aus?» – «Würde ich das, hätte ich dann noch einen Walkman mit MCs?» Der Frau leuchtet das ein. Und weil sich herausstellt, dass sie noch eine zweite identische Schachtel hat, verstaubt, nehme ich gleich beide. Sicher ist sicher.

Christian, Leandro, Patrick (in Begleitung seines Freundes Thomas Winkler) und ich ab ans Heitere Openair, weil wir die spanischen Rocker von SKA-P erleben wollen. In Zofingen ist der Verkehr mustergültig organisiert: Man stellt sein Auto auf einem grossen Parkplatz ab und nimmt einen Shuttle, der via Bahnhof zum Festivalgelände fährt. Die Rückfahrt geht in umgekehrter Reihenfolge, eigentlich logisch. Nach dem SKA-P-Konzert wollen/müssen viele Fans bereits nach Hause, obwohl noch andere Bands anstehen. Wir fünf zum Beispiel deshalb, weil Thomas Winkler und Patrick am nächsten Morgen bereits um 08:45 Uhr das erste Spiel am diesjährigen Peacely-Cup in Mürzelen haben (siehe auch Seiten 70–72). Mit Hunderten von anderen Leuten warten wir auf Shuttle-Busse, die nicht kommen. Das Tohuwabohu beim OK ist total, es ist



auch niemand zu sehen, der Bescheid weiss, wann genau Shuttle-Busse in Richtung Bahnhof/PP fahren sollen, obwohl sechs Postautos oben rumstehen, leer, weil die Fahrer angeblich ihre Dienstzeit überschritten haben ... Nach einer halben Stunde kommen drei Busse und werden bestürmt. Mit dem Resultat, dass Thomas und Patrick in einem anderen Shuttle-Bus stehen, der früher als unser eigener abfährt. Beim Halt am Bahnhof bleiben Leandro, Christian und ich sitzen, weil wir ja zum Parkplatz wollen. Als wir dort ankommen, fehlt von Thomas und Patrick jede Spur. Nach einer Minute läutet mein Handy: «Pädu ruft an», steht im Display zu lesen. «Wo syt dir?», will Junior wissen. «Bim Auto. Und du?» Er weiss es nicht genau: «In ere Unterfüehrig.» – «Wo? I was für nere Unterfüehrig?» – «Ig weiss nid, es scheidet nume ‚Höhe 310‘.» Wunderbar, Thomas und Pädu sind also blauäugigst am Bahnhof ausgestiegen und irren in der Metropole Zofingen umher. Zum Glück erweist sich unser Handy-Gespräch als eine Art vereinfachtes GPS, so dass die beiden Herren nach zehn Minuten ebenfalls zum Auto finden ...

Sie wissen es vermutlich: Ich habe da so meine Mühe mit der Art und Weise, wie man hierzulande zum Teil in Restaurants abgespiesen wird (Seiten 36/37). Aber dann jammern, die Zeiten seien hart, das können viele dieser Muster-Gastronomen perfekt, die Fehler immer anderswo suchen. Ein klassisches Beispiel von «keine Ahnung» hat Vercorin zu bieten. In einer Hostellerie, wo ich 1961 mit Vercorin Bekanntschaft machte und die damals ein Vorzeige-Hotel war, wollten Monika und ich letzten Sommer Aprikosenkuchen (im Wallis Hochsaison!) und Kaffee bestellen. Erstaunlicherweise sassen auf der Terrasse bloss zwei Gäste, an diesem wunderschönen Sommertag.

Nach einigen Minuten kam eine Art «Herr Ober» daher, total lustlos. «Wir hätten gerne zwei Caffè latte macchiato und ...» Wir werden unterbrochen. «Caffè macchiato kennen wir hier nicht.» – «Eh ben, dann halt zwei Café renversé und ...» – «Café renversé mache ich nicht!», heisst es kurz und bündig. «Und Aprikosenkuchen haben Sie vermutlich auch nicht?» – «Nein.» Wetteh, dass sich dieser Gastronom nicht einmal gross darüber gewundert hat, dass zwei potenzielle Gäste wieder aufgestanden und gegangen sind?

Vater Bornhauser kommt nach Hause. Patrick flucht wie ein Rohrspatz, weil er in der Geographie 140 Schweizer Orte lernen und sie dann auf einer «leeren» Landeskarte einzeichnen muss. Pa begrüsst diese Lektion, schliesslich hat Junior keine Ahnung, wo was liegt. Affrö. Pädu legt den Finger demonstrativ auf einen Punkt und fragt seinen Vater stinkhässig: «Weisch du öppe, was hie liegt?» – «Klar, Langenthal.» (Schwein gehabt, es hätte auch Herzogenbuchsee sein können ...) «Und hier, he?» – «Göschenen.» (Glück zum zweiten ...) Pädu flucht weiter, sogar Goppenstein muss er kennen. «Das ist doch dort, wo du einmal gewohnt hast ...» – «Nein, Patrick, das ist dort, wo wir jeweils ausladen, wenn wir mit dem Zug durch den Lötschberg und dann nach Vercorin fahren. Ich habe in Stein am Rhein gewohnt ...» – «Aha, das liegt im Kanton Thurgau.» – «Nein, Patrick, im Kanton Schaffhausen ...» – «Und der Hauptort von Schaffhausen heisst Chur?» Mon Dieu, weshalb lernen das Schüler erst in der neunten Klasse, dafür aber in der fünften das Leben und Wirken der Römer mit ihren Bädern und Atriums und so? Gaga.

Ich fordere die Helmtragepflicht für Zugvögel

“Gestern ist in Shanghai ein voller Sack Reis umgefallen.» Das bekam kürzlich eine Kollegin von mir zu hören, auf die Feststellung ihrerseits, sie gehe schnell an eine Besprechung. Grosse Augen. «Ja, und? Was hat das mit mir zu tun?» – «Weisst du, dieser umgefallene Sack Reis in Shanghai interessiert die Menschheit ungefähr so sehr wie die Tatsache, dass du an eine Sitzung gehst ...» So sympathisch kann ich zu Kolleginnen sein. ☹☹

Spass mit Kolleginnen beiseite: Ich staune schon, worüber die Menschen ihre Zeit verlieren. Als ob es zum Beispiel wichtig zu wissen ist, ob Herr Tut-Ench-Amon nun wegen Leberzerfalls durch Aflatoxin oder durch einen (gar gewaltsamen?) Sturz zu Tode gekommen ist. Mit dem Geld, das jetzt für diese umfangreichen Recherchen aufgewendet wird, könnte man in der Region Tausende von Kindern vor dem Hungertod retten. Ich weiss, das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Trotzdem. Und wenn schon: Weshalb wird das wirklich Unerforschte nicht endlich erforscht?

Stand kürzlich in den Zeitungen zu lesen: «Essig und Öl erfreuen sich zunehmender Beliebtheit. Im Schweizer Detailhandel wurden im vergangenen Jahr für 185,1 Mio. Fr. Essig und Speiseöl verkauft. Das sind 9,5 Mio. Fr. mehr als ein Jahr zuvor, wie eine Studie zeigt. In vier von fünf Haushaltungen findet man Speiseöl, Essig hingegen nur in knapp drei Viertel.

Pro Jahr werden durchschnittlich für einen Haushalt fünf Liter Speiseöl und 3,3 Liter Essig gekauft. Unter den Speiseölen ist Olivenöl am beliebtesten, beim Essig ist es der weisse.» Hand aufs Herz: Hätten SIE das gedacht? Läck, haben wir dank den Marktforschern unseren Horizont erweitert!

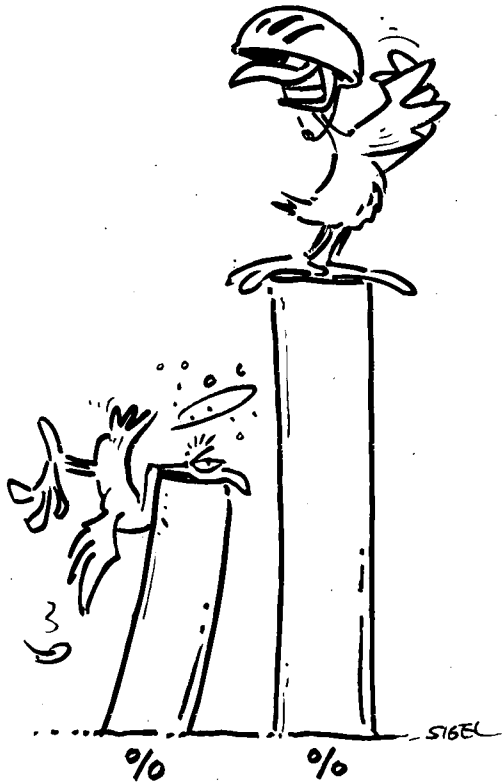
Forscher machen auch vor dem Schlafzimmer nicht Halt. Dank den entsprechenden Recherchen wissen wir endlich, dass die Romands «es» übers Jahr öfter als die Deutschschweizer treiben. Statistisch gesehen. So. Und was fangen wir jetzt mit diesem Wissen an? Tönt es bei Schweizern demnächst, «Komm, Schatz, lass uns was für die Statistik tun ...»? Was allerdings noch völlig im Dunkel helvetischer Schlafzimmer liegt, das ist – für den Moment jedenfalls! – die Dauer des Liebesspiels. Natürlich statistisch gesehen. Darf ich deshalb Leser im Namen künftiger Umfragen durch das Bundesamt für Statistik BFS um Unterstützung bitten? Installieren Sie auf dem Nachttischli eine grosse Stoppuhr: Bevor Sie zur Sache gehen, hauen Sie kräftig drauf, wie die Schachspieler, wenn sie sich auf die sizilianische Eröffnung einlassen, um später mit einem Damenopfer das Spiel in extremis doch noch zu ihren Gunsten zu entscheiden. Nach dem O. hauen Sie wieder drauf, sofern Sie noch die Power dazu haben. Danke.

Meine Herren, tragen Sie links oder rechts? Irrtum vorbehalten, trägt der Mann von Welt links. Ich rechts. Gemeint ist der Scheitel, sofern sich im zunehmenden Alter überhaupt noch

einer ansetzen lässt. Hätten wir das also geklärt. Interessant wäre nun zu wissen, wie viele Männer links oder rechts oder gar nicht tragen. Vor allem aber: Leben Links- länger als Rechtssträger? Wiederum statistisch gesehen, versteht sich. Das glaube ich persönlich nicht, denn alle Männer, die ich kenne, die rechts tragen, sehen wesentlich jünger aus als Links- oder (Halb)Glatzenträger gleichen Alters. IHA-GfM, Link, Publitest und wie ihr Marktforschungsinstitute alle heisst: An die Arbeit!

Kluge Köpfe schützen sich. Was mir auffällt: Die Vogelwarte Sempach kümmert sich zwar rührend um unsere gefiederten Freunde, ringelt sie, verfolgt – mit GPS? – ihre Flugrouten und ihre Bemühungen um Arterhaltung (deshalb auch der Ausdruck im Volksmund). Kümmert sich die Menschheit aber auch ausreichend um die Sicherheit von Herrn und Frau Amsel? Ich sage es Ihnen: Nein, das tut sie eben nicht. Glauben Sie denn ernsthaft, es genüge, irgendwelche schwarze Vogelsilhouetten an Scheiben zu kleben, damit es keine Frontalcrashes und verletzte Vögel gibt? Und überhaupt: Wie viele Vögel knallen jedes Jahr, statistisch gesehen, ungeschützt in Scheiben, sind nachher plämplämplä und verfliegen sich deshalb auf dem Heimweg (heimische und ausländische Arten bitte separat aufführen)? Wie sähe die Unfallbilanz aus, würden unsere Leute in Sempach im Sinne eines Versuchs bei Zugvögeln im Anschluss an das Beringen gleich noch einen aerodynamischen Kopfschutz montieren? Anschliessend müssten sich die Statistiker dieser Welt an die Arbeit machen. Jede Wette, bei Vögeln mit montiertem Kopfschutz gibt es weit weniger Fälle von IV (IV = Invalide Vögel).

– im Hinblick auf eine neue Realsatire – als Marktforschungsinstitut tarnen («Cuete Abe Frou Rüedisühli, my Name isch Neueschwander vom Marktforschigsinschtitut Nonsens, darf ig Euch e paar Frage am Telefon stelle?»), um zum Beispiel herauszufinden, ob Herr und Frau Schweizer, statistisch gesehen, vor dem TV meistens a) stehen, b) sitzen, c) liegen oder, d) Liebe machen. Und dann interessiert es mich, ob die schwarz/weissen Flocken am Bildschirm (wenn es «schneit») «vo unde nach abe oder vo obe gäg ufe» verlaufen? Auf das Resultat dürfen Sie gespannt sein.



Beim Schreiben dieser Kurzstory habe ich eine Idee: Ich werde mich demnächst

Ein Ehrenkodex verbietet Werbeagenturen die Kommunikation

“ Jede Wette: SIE hatten auch schon einmal eine geniale Idee für eine Werbung, sind damit aber bei den Werbeagenturen abgeblitzt (vorausgesetzt, Sie haben überhaupt eine Agentur damit zu beglücken versucht). Trost ist angesagt: Sie stehen damit nicht allein. ”

Und bevor die Werber meinetwegen jetzt schon wieder zu hyperventilieren beginnen: Selbstverständlich ist es gar nicht so einfach, als Aussenstehender eine solche Idee an den Mann zu bringen, schliesslich muss die Sache in die strategische Ausrichtung/Positionierung eines zu bewerbenden Unternehmens passen, sich einer überdachenden Aussage unterordnen, darf nicht isoliert daherkommen undsoweiterundsofort. Um Argumente, weshalb eine Idee eines Outsiders aber grundsätzlich wenig bis gar nichts taugt, sind Werbeagenturen selten verlegen. Weshalb auch? Schliesslich sind auch da ... kreative Ansätze gefragt.

Waschmittelwerbung suggeriert der Hausfrau, dass saubere Wäsche das höchste aller Glücksgefühle ist (dabei ist das Waschen in einer Waschküche, die an subtropische Klimazonen erinnert, nun echt kein Hit), dasselbe gilt für Reinigungsmittel – innert Kürze ist immer alles blitzblank sauber, obwohl das sogar theoretisch und im Zeitraffer unmöglich ist. Wie auch immer: Die Werbung macht alles möglich; na ja, fast alles. Hier und heute geht es um Auto-Werbung, die in

der Produktion nie genug kosten kann (oder glauben Sie ernsthaft, ein Audi schaffe die verschneite Sprungschanze von Garmisch-Partenkirchen bergwärts im ersten Anlauf?). Meine Vision einer originellen Auto-Werbung: Man sieht einen bekannten Schweizer im Bild. Wichtig: Er muss glaubwürdig sein, womit die meisten Politiker schon mal aus dem Rennen fallen. Auch Konrad Tönz, Leon Huber, Mäni Weber oder Sepp Trütsch sehe ich weniger. Und dieser VIP, von dem man vorerst nur eine Portraitaufnahme sieht, offensichtlich Auto fahrend, würde dem staunenden Schweizer Volk Folgendes mitteilen: «Wissen Sie, Mercedes und BMW sind Klasseautos, von Ferrari und Maserati gar nicht erst zu sprechen. Auch mit einem Peugeot, einem Citroën, einem Fiat oder mit einem Toyota liegen Sie richtig – das sind gute und zuverlässige Autos.» In diesem Moment geht die Kamera in die Totale, so dass man sieht, dass der jetzt süffisant schmunzelnde VIP mit einem bestimmten Auto unterwegs ist: «Übrigens, ich fahre seit Jahren einen Opel.» Ende der Vorstellung.

Sie finden das originell? Danke. Ich eben auch. Nur: Was mache ich mit der Idee? Geistesblitz: Beat Mühlemann von unserer Zürcher Konzernzentrale und «Schweizer Werber des Jahres 2005» kann mir bestimmt weiterhelfen. Seine Antwort, auszugsweise: «Ich finde die Idee ganz verführerisch. Ich würde es je nach Automarke über deren Schweizer Werbeagentur machen. Bei Peugeot zum Beispiel ist es Euro RSCG, bei Toyota W., oder bei Renault P.» Er nennt auch Personennamen, aber diese seien Ihnen vorenthalten, mit einer Ausnahme. Ich

mache mich sofort auf die Socken und peile zuerst Frank Bodin von Euro RSCG an, «mit einer Idee für Peugeot». Keine zwei Stunden nach meiner E-Mail kommt bereits eine Antwort:

«Mit der richtigen Idee zur richtigen Zeit zur richtigen Aufgabenstellung die richtige Zielgruppe zu gewinnen, das ist wichtig. Die Wahrscheinlichkeit, dass eine «Blanko-Idee» ohne Briefing zur Marke, zur

Aufgabenstellung passt, ist daher extrem klein.» Mit ein paar entschuldigenden Worten entlässt er mich danach in die Prarie. So long!

Herr G. von P. hingegen hält anscheinend wenig von seinem Familiennamen, der eigentlich Erfreuliches verspricht. Seine Kommunikation ist nämlich ausgesprochen schlecht. Eine Woche nach meiner E-Mail doppelte ich mit der Frage nach, ob er meine erste Mitteilung überhaupt erhalten habe. Keine Antwort, auch zwei Wochen später ist vom Kommunikations-Fachmann keine Reaktion auf dem PC zu lesen, obwohl ein drittes Mal angeschrieben, dafür kommt ein paar Tage später von einem Mitarbeitenden von G.'s P. das Abwinken. Henusode, wenn Renault und Peugeot nichts von meiner Genialität wissen wollen, dann wird Toyota sie sicher umso mehr zu schätzen wissen. Sie merken übrigens: Man kann eine Kurzgeschichte auch provozieren. Wie auch immer: Mit einer gewissen Euphorie mache ich mich auf den Weg zu Herrn

DER WERBER
LEIDET UNTER DEM
«WARUM-IST-MIR-DAS-
NICHT-EINGEFALLEN-
SYNDROM»!



A. bei W. Aber ähnlich wie bei P. scheint das Elektrizitätswerk Zürich den PCs bei W. den Strom abgestellt zu haben. Diese Annahme erweist sich jedoch als falsch. Wie sich über drei Wochen später (...) herausstellt, hat A. meiner E-Mail drei Tage vor seiner Abreise in die Ferien keine grosse Bedeutung beigemessen, so dass sie im virtuellen Briefkasten liegen geblieben ist. Ist weiter auch nicht schlimm: Meine Idee taugt eh nicht.

Ich will Sie jetzt nicht mit dem Aufzählen weiterer drei Automarken oder deren Werbeagenturen langweilen, die ebenfalls nichts von Korrespondenz halten. Eine Erkenntnis daraus ergibt sich jedoch: Es scheint ein Ehrenkodex unter Werbeagenturen zu existieren, der es verbietet, mit Nichtfachleuten innert nützlicher Frist zu kommunizieren. Frank Bodin, pfui, pfui, Sie haben sich nicht daran gehalten.

Seat gegen Mercedes ...

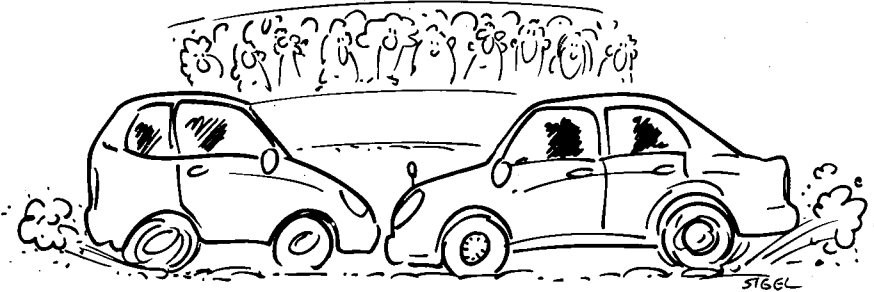
“ Hiermit sei einmal meinen lieben Mitmenschen in aller Form und Aufrichtigkeit gedankt. Sie sind es nämlich, die meine Realsatiren überhaupt erst ermöglichen. ”

Von unserer Terrasse in Vercorin herab haben wir einen wunderbaren Blick auf einen der Hauptplätze des kleinen Walliser Dorfes. Wohiverstanden, ohne dass man die Bo's bei ihren heimlichen Beobachtungen auf den ersten Blick wahrnimmt. Stellen Sie sich in Gedanken neben mich: Vis-à-vis ein dreigeschossiges Appartementhaus, wo sich im EG die Post befindet. Wer nun in die Einstellhalle des Hauses fahren will, biegt von der Strasse zuerst auf einen Vorplatz ab, wo sich ganz hinten das Tor zur Garage befindet. Tücke des Objekts: Die ersten zehn Meter zwischen Strasse und Vorplatz sind nicht topfeben, sondern leicht schräg. Nicht der Rede wert? Haben Sie eine Ahnung.

In der Nacht auf Silvester 2005 schneit es gehörig: Wenn die Strassen in Vercorin schneebedeckt sind, dann ist auf dem Platz vor der Post, wo auch das Postauto wendet, grundsätzlich Unterhaltung angesagt, erst recht an einem Samstag, wenn die wöchentlichen Wohnungswechsel stattfinden und die «neuen» Gäste eintreffen. Vor allem die Belgier und Holländer schaffen es mit ihren Winterreifen und Fahrkünsten noch häbchläb bis zur Post, dann aber sind unweigerlich Ketten angesagt, für höhere Lagen, wo sich viele Chalets befinden und nur auf Nebenstrassen zu erreichen sind. Und so gleicht der Platz einer kleinen Do-it-

yourself-Garage, wenn flinke und auch weniger flinke Hände Hand an Reifen und Ketten anlegen. Und damit wir uns richtig verstehen: Schadenfreude ist fehl am Platz, auch dann, wenn der Wagenheber zu Hilfe genommen wird, damit die Kette auf ein frei schwebendes Rad besser montiert werden kann. Aber eigentlich geht es heute um etwas ganz anderes.

Gegen 14:00 Uhr fährt ein grosser Mercedes vor, vollgepackt. Belgisches Kennzeichen. Sein GPS meldet ihm vermutlich in Französisch oder Flämisch oder Wallonisch «Sie haben Ihr Ziel erreicht.» Ich beobachte ihn jedenfalls, wie er seinen linken Zeiger betätigt, vorsichtig auf den Vorplatz fährt und in der Senke prompt stecken bleibt, mit durchdrehenden Hinterrädern in der ungefähr 30 Zentimeter hohen Schneeschicht. Vorwärtsgang, Rückwärtsgang, rien ne va plus. Drei Türen öffnen sich: Mama (mit adrettem Pelzhut) und drei Töchter, schätzungsweise zwischen 14 und 19, steigen aus, bestaunen die Bescherung, derweil Papa mit leichtem Druck aufs Gaspedal auf ein Wunder hofft. Nur sind wir hier in Vercorin, nicht in Lourdes. Gefühlsmässig müsste es reichen, wenn die vier Ladies allesamt die Karre stossen, aber dazu scheinen sie nun überhaupt keine Lust zu haben. Also wird Vater und Ehemann motiviert, den Motor abzustellen und beim Entladen zu helfen, wobei sich Madame mit der Pelzmütze mehr den strategischen denn den operationellen Aufgaben zuwendet und mit Leuten auf einem Balkon im ersten Stock über die Ungeschicklichkeit ihres Gatten spottet. Sygseso, nach ungefähr zehn Minuten sind die Koffer und Kartons ausgeladen, die Skis und Boards abmontiert. Was jetzt? Ganz einfach: Der Mercedes



wird mit der Fernbedienung geschlossen, obwohl er den Zugang zur Einstellhalle verunmöglicht. Die Familie verschwindet im Haus.

Tüüfeli, das ich sein kann, überlege ich mir, ob ich unseren Wagen, ebenfalls dort in der Halle stehend, herausfahren und den Belgier herausfordern soll. Bevor ich zur Untat schreiten kann, kommt mir ein VD-Seat zuvor. Im Glauben, am silbernen Schlitten vorbeikommen zu können, nimmt er Anlauf und bleibt prompt selber stecken. Hurra, Spektakel total! Jetzt ist die Zeit gekommen, um mir in der Küche eine Büchse Bier zu holen.

Was sich in den nächsten Minuten abspielt, das kommt weder Viktor Giacobbo noch Marco Rima noch Markus Köbeli in den Sinn: Wie eine Furie steigt die Beifahrerin aus und flucht derart auf den Mercedes darauf los, dass all jene Zeitgenossen in Sichtweite des Vorplatzes, die die Show noch nicht live verfolgen, spätestens jetzt auf ihre Balkone kommen. Clou: Auch unsere Belgier schauen herab, geben sich jedoch völlig unbeteiligt (dafür belustigt). Aus dem Fond des Seat kriechen zwei junge Herren, ich nehme an, die Söhne. Madame kommandiert die Teenager zum Stossen und motiviert gleich noch vier,

fünf Passanten zur Tat. Sie hingegen motzt und futteret und tuet wie ein Rohrspatz. Herrlich. Der Herr im Seat parkiert den Wagen andernorts, muss aber gleich wieder wild gestikulierend wegfahren, weil er eine Einfahrt blockiert, aus der ein Eigentümer rausfahren will. Wie auch immer: Nach einigen Minuten ist auch der Kleinwagen leer und an anderer Stelle parkiert.

Offenbar hat «Frau Seat» inzwischen rausgekriegt, in welchem Appartement die Eigentümer des Mercedes genau wohnen, jedenfalls ist ihr Zeter und Mordio in Richtung zweiter Stock eindeutig. So eindeutig, dass die Familie in corpore einige Augenblicke später auf dem Vorplatz erscheint, währenddem unser Rohrspatz mit einer letzten verbalen Attacke in Richtung Mercedes ins Haus verschwindet. Und siehe da: Mit Hilfe von Strassenarbeitern und von Passanten gelingt es den Girls, den Mercedes zurück auf die Strasse zu stossen, wo er aber (zum Glück nur) fast mit einem ahnungslos vorbeifahrenden VS-Alfa zusammenkracht. Ende der Vorstellung.

Man wird gebeten, nicht auf den Klavierspieler zu schiessen*.

“ Nationalrätin Ruth Humbel (CVP/AG) möchte, dass zu fettige und/oder zu zuckerhaltige Lebensmittel mit einem roten Kleber versehen werden, gesunder Food wird grün markiert. Alles, was dazwischen liegt, soll orange gekennzeichnet werden. Wie bei Verkehrsampeln: Achtung, fertig, los! ”

Schon nur das Gaudi, wie die einzelnen Kategorien gegeneinander abzugrenzen sein werden, wird ein Heer von Beamten beschäftigen und uns Millionen kosten. Die Sorgen der Schweiz(er) sollte man haben. Und wenn schon: Im Sinne eines ganz grossen Aufwisches seien hier einige weitergehende Gedanken zur Sache zu Papier gebracht. Wenschon, dann schon.

Vollmilch mit 4,2% Fettgehalt wird künftig eben nicht mit einem roten Kleber für/gegen das schlechte Gewissen versehen, sondern mit Lebensmittelfarbstoff gleich rot eingefärbt, Milch-Drink (2,7% Fett) orange und nur die fettfreie Version (0,0%) darf wie heute wässrig-weiss bleiben, in grüner Verpackung. Ähnliches gilt natürlich für Käse, zum Beispiel für höhlengereiften Emmentaler aus Rohmilch: Der wird, mit Ausnahme der Löcher, die grün sind, tiefrot eingefärbt (ungefähr so rot, wie dann das Defizit des Bundes beim Abtragen des gigantischen Butterberges sein wird, weil die ganze Nation bloss noch grünen Mozzarella Lightlight vertilgt, der zwar wie Karton aus Deisswil schmeckt, aber

der Volksgesundheit nicht schadet). Und stellen Sie sich das neuartige «FIGUGEGL»-Feeling vor, wenn Ihre Gäste mit ihren Gabeln in einer roten Suppe rühren!

Womit wir automatisch zum ersten lebensmitteltechnischen Problem kommen, zu den Tomaten, weil rot, wenn reif. Konsequenterweise dürfen Migros & Coop & Co. künftig nur noch grüne Tomaten verkaufen, damit wir Konsumenten sofort merken, was gesund ist. Ähnliches gilt für Radiesli, Äpfel – Granny Smith erfüllen die Deklarationspflicht bereits! – oder Erdbeeren. Und: Rote Peperoni werden als grüne verkauft, aber als rote deklariert (gilt auch für gelbe und orange). Zwischenfrage Ihres Schreiberlings: Was ist eigentlich mit jenen geplagten Mitmenschen (und damit sind keine Politiker gemeint), die unter rotgrüner Farbenblindheit leiden? Wird sich Thomas Zeltner, Chef des Bundesamtes für das Gesundheitswesen BAG mit den Seinen ihrer annehmen?

Hä! Und erst alkoholisches Gesöff! Auf Gebranntem mit über 37 Prozent müssen Kleber auf die Flaschen, mit Totenkopf (Ähnliches gilt für Lebensmittel mit GVO). Rotwein hingegen definiert sich bereits selber. Zusätzlich könnte man auf den Flaschen, die aus jenem Kanton kommen, der 13 Sterne im Wappen aufweist, eine Art zusätzlichen Gefahrenhinweis aufkleben, in Form einer Foto eines örtlichen Promis mit dem Glas Wein in der Hand und dem Aufdruck «Wollen Sie es wirklich so weit kommen lassen?».

Fooden ist ja das eine, was aber passiert im Alltag, wenn wir nicht gerade mit

Essen beschäftigt, sondern beim Anziehen unserer Schuhe sind? Ganz einfach, Schuhsohlen gehören ebenfalls markiert: Die Bergtauglichen** (geeignet auch im Strassenalltag bei Regen, Schnee und Eis) durch eine grüne Sohle, derweil Damenschuhe mit glatten Sohlen und hohen Absätzen automatisch «rot» sehen. Und was ist mit den Skipisten, die stellenweise vereist sind und Stürze provozieren? Ganz einfach: Vereiste Stellen werden rot markiert, Sulzschnee orange, normale Pisten grün (Farbe kann den Schneekanonnen beigemischt werden). Verbleiben noch die Jäger und Offiziere: Um ihnen ihre Eigenverantwortlichkeit im wahrsten Sinne des Wortes vor Augen zu führen, gehört auf jeden Ballermann der Kleber «Der Benützer wird gebeten, mit geladener Waffe nicht auf Menschen zu schiessen.»

Haut verpasst. Könnte man auch bei uns machen, in der rechten Hand (Linkshänder entsprechend links). Sowohl Chip als auch Lebensmittel-Etiketten haben Sensoren, die gegenseitig kommunizieren. Greift nun jemand zu einem roten Produkt, signalisiert einem der Chip akustisch und mit leichtem Elektroimpuls, dass man zu Ungesundem greift. Wo also ist das Problem?

PS1*: Der Titel dieser Realsatire ist vom Filmtitel «Shoot The Pianoplayer» von François Truffaut mit Charles Aznavour in der Hauptrolle abgeleitet.

Tönt kompliziert, nicht wahr? Ist es auch. Dabei geht alles viel einfacher, wenn man uns Menschen endlich wie Hunde behandeln würde: Die Vierbeiner kriegen neuerdings doch einen Chip unter die



PS2**: Geeignetes Schuhwerk könnte auch dazu gebraucht werden, den Behörden einen Stupf ins Phüdle zu geben, damit sie endlich die wirklich wichtigen Probleme dieses Landes anpacken.

Von Anwälten und Millionärinnen ...

“ Weil vergesslich, schreibe ich Witze auf, wie zum Beispiel jetzt. ”

Während eines Besuches in einer geschlossenen Anstalt fragt ein Besucher den Direktor, nach welchen Kriterien entschieden wird, ob jemand eingeliefert werden muss oder nicht. Der Direktor sagt: «Nun, wir füllen eine Badewanne, geben dem Kandidaten einen Teelöffel, eine Tasse und einen Eimer und bitten

ihn, die Badewanne auszuleeren.» Der Besucher: «Ah, ich verstehe, und ein normaler Mensch würde den Eimer nehmen, damit es schneller geht, ja?» Der Direktor: «Nein, ein normaler Mensch würde den Stöpsel ziehen. Wünschen Sie ein Zimmer mit oder ohne Balkon?»

Und nun zu den Anwälten, eine eigene Spezies von Zeitgenossen. Also: Der Teufel erscheint einem Rechtsanwalt und



schlägt ihm folgendes Geschäft vor: «Ich werde dich zum erfolgreichsten Anwalt der Stadt machen. Du wirst vier Monate Ferien im Jahr haben. Alle Kollegen werden dich beneiden, die Mandanten und Richter werden dich respektieren. Du wirst Präsident deines Golfclubs und Ehrendoktor der Universität. Als Gegenleistung sollen aber die Seelen deiner Eltern, deiner Frau und deiner Kinder auf ewig in der Hölle schmoren.» Der Anwalt überlegt kurz und fragt dann: «Und wo ist der Haken an der Sache?»

Ein junger, erfolgreicher Rechtsanwalt öffnet die Türe seines Wagens etwas unvorsichtig. Diese wird von einem Lastwagen abgerissen. Aufgeregt hüpfert der Anwalt von einem Bein aufs andere: «Mein BMW, mein nagelneuer BMW!!» Mittlerweile ist ein Polizist an der Unfallstelle eingetroffen. Kopfschüttelnd geht er zu dem Anwalt: «Ihr Anwälte seid so materialistisch, dass Sie vor lauter Aufregung über die Beschädigung an Ihrer Nobelkarre nicht mal merken, dass Ihnen der Lastwagen den ganzen Arm abgerissen hat.» Entsetzt blickt der Anwalt auf den Armstumpf. Kreidebleich antwortet er dem Polizisten: «Wo zum Bimbam liegt das Ding? Da ist noch meine Rolex dran.»

Mit seinem Anwalt geht der Mandant noch einmal die Abrechnung durch. «Nichts gegen die Spesen für das Mittagessen», sagt er, «obwohl ich eigentlich dachte, Sie hätten mich eingeladen. Aber was soll denn das hier: Beratung bei Arbeitsessen – 50 Franken?» – «Erinnern Sie sich denn nicht mehr?», will der Anwalt wissen, «da habe ich Ihnen doch zu den gedünsteten Krevetten in Madeira geraten.»

Eine Frau gewinnt im Lotto eine Million, gleichentags wird ihr beim Tanken ein

Ferrari geschenkt, weil sie die millionste Benutzerin ist, und schliesslich gewinnt sie Traumferien. Sie kommt nach Hause und findet den Ehemann tot im Sessel. «Tja» freut sie sich, «wenns mal läuft, dann läuft!»

Neulich im Sekretariat eines mittelständischen Unternehmens. Im Vorzimmer des Chefs hocken drei Sekretärinnen. Sagt die erste: «Ich habe gestern im Schreibtisch vom Chef ein Kondom gefunden.» Sagt die zweite: «Ich habe ein Loch rein gestochen!» Sagt die dritte: «Ich glaube, mir wird schlecht ...»

Anruf bei der Bergwacht: «Eine Lawine hat Menschen verschüttet!» – «Skiläufer oder Snowboarder?» – «Das ist doch egal! Menschen!» – «Schon», sagt die Bergwacht, «aber egal ist das nicht, wir müssen wissen, ob wir den Lawinen- oder den Drogenhund schicken müssen.»

David Beckham als britisch-spanischer Baschter

“ Ein echter Aufsteller, wie die Leserinnen und Leser auf mein letztes Ferienbüchli «Koloquent» reagiert haben. Ohne zuerst das Vorwort zu lesen, mit erklärenden Bemerkungen zum Titel, haben sich viele anscheinend zuerst daran gemacht, im Lexikon nach der Bedeutung des Koloquenten zu suchen. Aber äbe, keine Chance, auch bei Wikipedia nicht, denn hier hat der Bo die Pfote und das © drauf. Nun ist es aber so, dass uns tatsächlich viele Wörter im Alltag begegnen, deren Bedeutung uns unklar ist. Und damit meine ich nicht bloss Neudeutsches. Oder wissen Sie, woher der Pazifist kommt? ”

«Pa, was ist ein Pazifist?», wandte sich unser Herr Sohn neulich vertrauensvoll an seinen Produzenten. «Ein Pazifist? Ehm...» Jetzt bloss nicht die Nerven verlieren, Thomas, und das Gesicht schon gar nicht. Um Zeit zu gewinnen, stellen gute Rhetoriker immer umgehend eine Gegenfrage, damit das Vis-à-Vis beschäftigt ist, derweil man selber seine geistige Festplatte nach einer gescheiterten Antwort abrufen und Zeit gewinnen kann. «In welchem Zusammenhang willst du das wissen?» Noch währenddem ich die Gegenfrage ausspreche, laufen Rudi Dutschke, Uschi Obermaier und Fritz Teufel in Gedanken an mir vorbei, Uschi topless. Waren das Pazifisten? War David Cohn-Bendit mal einer, der rote Dani? Und wenn ja, weshalb? Kamen doch allesamt nicht aus Polynesien. Irgendwo

hatte ich mal gelesen, dass Trotzki einer war. Und auch Carl von Ossietzky (oder so ähnlich). Aber Pädu wollte bestimmt keine Auflistung berühmter Namen (ist, Schluss aller Ends, auch sein Vater einer?), sondern die Erklärung des Wortes. Wie sich herausstellte, hatte er einen Text gelesen, in welchem der Ausdruck des Pazifisten vorkam. Gopf, was für Stoff lesen Achtklässler denn heute? Was jetzt? Ich nehme zum Langzeitgedächtnis Zuflucht: Eine der ersten LPs, die meine Eltern hatten, als wir in den Fünfigern in New York wohnten, daran erinnere ich mich, hiess «South Pacific». Auf dem Cover waren eine Frau und ein Mann abgebildet, die sich in den Armen lagen und drauf und dran waren, sich zu küssen. So richtig friedlich, vor einem Palmenstrand. Diese wunderbare Harmonie des Pazifiks muss bei der Geburt des Wortes Pazifismus Pate gestanden haben. Flucht deshalb nach vorne: «Pädu, Pazifisten sind Leute, die es gerne friedlich haben, die nicht viel von Konflikten und Kriegen halten.» Ich schätze, meine Definition kommt dem Original ziemlich nahe.

Erweitern wir jetzt aber unseren Horizont und beschäftigen wir uns mit den Royalisten. Alles klar. Hat nichts mit dem Uniroyal-Pnö von Continental zu tun, sondern mit den Royals in Grossbritannien, den Königlichen (so bezeichnen sich auch die Tschütteler von Real Madrid, David Beckham zum Beispiel, eine Art britischspanischer Baschter). Geht man den Royals auf den Grund, so fällt auf, dass sie immer mit Blau in Verbindung gebracht werden. Denn: So wie Bordeauxrot Synonym für eine purpurrote Farbe ist, ist Royal eng mit Blau



verbunden. Und deshalb sind Royalisten Blaublüter. Das wiederum sind Zeitgenossen, die nicht schwitzen, sondern transpirieren. Sie laufen auch nicht, sie schreiten. «Blau machen» wird deshalb vermutlich auch bedeuten, dass man sich als Adelige fühlen und das Fussvolk arbeiten lassen darf. Wenn Royalisten blau sind, kann das zwar mit dem Earl of Black & White zu tun haben, dennoch ist es möglich, dass Roter aus Bordeaux daran schuld ist. Hicks.

Quizfrage: Kennen Sie Prag? Ob der Pragmatiker ursprünglich von dort stammt? Wohl kaum, denn Leute mit Atemproblemen, Asthmatiker, sitzen ja auch nicht auf einem Ast. Weshalb also Pragmatiker und nicht Bernmatiker? Schliesslich hat zu Bern einer der grössten theoretischen Pragmatiker aller Zeiten gewirkt, Albert

Einstein. Genau, das ist jenes Genie, das uns vor allem durch seine frech herausgestreckte Zunge bekannt ist und durch seine Formel $E = mc^2$. Relativ einfach zu merken. Der Duden (die Version 1973 leistet mir noch immer gute Dienste) definiert den Pragmatiker als jemanden, der «auf eine anstehende Sache entsprechend praktisch handelb», womit auch klar wird, weshalb dieser Typus Mensch Prag- und nicht Bernmatiker heisst. Oder haben Sie tatsächlich das Gefühl, BundesBern handle auf Herausforderungen entsprechend praktisch/pragmatisch?



Als joggendes Fossil unterwegs ...

“ Ich bin ein begeisterter Jogger. Begeisterung hin oder her: Nach vier Tagen Gurtenfestival fehlt mir am darauf folgenden Montagabend die Motivation, meine Asics Kayano zu schnüren, obwohl meine Frau und ich den Termin abgemacht haben. ”

«Ich lasse das Joggen, heute, ich bin wirklich zu müde ...», bekommt sie gegen 17:00 Uhr zu hören. Wie auch immer: Zehn Minuten später stehen wir im sportlichen Kampfanzug, bereit, die Strecke unter die Füsse zu nehmen. Die heutige Route ist eine Art Schleife, die sich auf halber Strecke verkürzen lässt. «Ich nehme die Abkürzung», stottere ich, «ich schlafe schier ein.» Meine Frau hängt den Macho raus und geht auf die grosse Runde. Wie war das doch gleich, das mit den «in guten wie in schlechten Zeiten» (GZSZ)? Wie auch immer: Wie meine kleine Runde wieder in die grosse Tour mündet, da warte ich auf sie, verkürze mir die Zeit mit Stretching und dem unbändigen Willen, nicht an den Wegrand zu liegen und den Nuck zu nehmen. Als sie nach gefühlsmässigen 15 Minuten nicht beim Treffpunkt ist, beginne ich mir Sorgen zu machen. Also spaziere ich ihr entgegen, die grosse Schlaufe in entgegengesetzter Richtung unter die Kayanos nehmend. Zwei weitere Minuten verstreichen, drei, vier. Aus dem Spaziergang wird ein Joggen, die Müdigkeit ist verflogen. Weit und breit ist keine Monika zu sehen. Ob sie auf einer Wurzel ausgerutscht ist und jetzt bewusstlos im Wald liegt? Borni läuft und läuft und läuft, bis er eine halbe Stunde später wieder

zu Hause ist, nudelfertig, pflotschnass. Und siehe da,

Monika ist bereits daheim, putzmunter und ... frisch geduscht. «Wo bisch denn du gsi?», will sie wissen. «Wiiie bliitte???», donnert es ihr entgegen. Wie sich herausstellt, hat sie zur grossen Runde noch eine kleine Zusatzschlaufe gelaufen (...), so dass wir uns zwangsläufig verpassen mussten: «lg ha gemeint, du sygisch scho lang dihei ...» Wie sich immerhin herausstellt, hätte sie sich «nächstens» auf meine Suche gemacht, wäre ich nicht aufgetaucht. Mit dem Velo, damit sie nicht wieder ins Schwitzen kommt.

Szenenwechsel nach Vercorin. Wenn ich mit Erwachsenen rund um den Tour-du-Mont jogge, dann benötigen wir für eine Runde ungefähr 22 oder 23 Minuten, weil wir es gemütlich angehen. Vor einigen Wochen, da wollte ich es aber wieder einmal wissen und bin durchgerannt, über Stock und Stein und Wurzeln, in 17:50. Weil ich wirklich das Gefühl hatte, gut gelaufen zu sein, wurde es entsprechend kommuniziert. Kommentar von Sohn Patrick (15): «17:50? Läck, isch das lausig.» – «Weisch was, Pädu, bisch e Schnurri, machs doch z'ersch besser!», erging an Junior. Und der schritt gleich zur Tat, zusammen mit Leandro Lüthi. Leandro kam nach 15:05 retour, Pädu lief bereits eine Minute früher ein. Doch der Schmach nicht genug, im Büro hiess es von Claudia Boess & Co. abschliessend: «Schliesslech bisch ja fasch es halbs Jahrhundert älter.»



Und nun zu den Gastautoren



www.gastautoren.de

4 Schweizer in Berlin

Von Linus Reichlin, Zürich, für FACTS

“ Berlin, Spätwinter 2005. Roger Schawinski, Bruno Ganz, Roger de Weck und Frank A. Meyer treffen sich wie jeden Monat zum Höck des «Schweizer in Berlin»-Klubs. Sie sitzen in der Lounge des Nobelhotels «Adlon». ”

«Die Weltlage», sagt de Weck, der gerne die Weltlage analysiert, «ist folgendermassen: Syrien, Tasmanien und Tibet werden ...» – «Bin ganz deiner Meinung», schreit F.A. Meyer, «aber die Musik ist zu laut. Ich kann dich nicht hören!» – «Musik? Hier gibt's doch gar keine Musik», sagt de Weck konsterniert. «Dann geh doch bitte zur Réception», sagt F.A. Meyer, «und sag, wir hätten gern ein bisschen Musik.» De Weck geht, Ganz und Schawinski bedanken sich bei F.A. Meyer.

«Warum trägst du eigentlich diese Damenperücke?», fragt Ganz Schawinski, der zur Perücke auch noch eine grosse, schwarze Sonnenbrille trägt. «Mit dir kann man sich ja nicht mehr blicken lassen, seit deinem letzten Film», sagt Schawinski. «Copfertammi», ruft Ganz, «jetzt fängt der wieder an! Ich bin nicht Hitler!» – «Aber du warst Hitler auf dem Spiegel-Titelbild», sagt Schawinski, «das führt zu Verwechslungen.» Ganz geht ihm auf den Wecker, seit er diesen Mister Betroffenheit zum ersten Mal im «Amerikanischen Freund» gesehen hat. Das war zu ungefähr der Zeit, als er, Schawinski, die drahtlose Übertragung von Polo-Hofer-Musik und Lokalinformation erfand. Dass sich dafür der Begriff «Radio» eingebürgert hat und nicht, wie

es gerecht gewesen wäre, der Begriff «Schawinski» erklärt sich damit, dass er eben ein Rebell ist. Bruno Ganz schlägt mit der Faust auf den Tisch und murmelt etwas. Es klingt wie «Beiss Mammis!» De Weck kommt zurück. Dezentrale Hintergrundmusik erklingt, die Ouvertüre zu Wagners «Parzival». Herrisch winkt Ganz den Kellner herbei und zischt: «Trage ich ein Bärtchen unter der Nase?» – «Nein, mein Herr», sagt der Kellner. «Weshalb wird dann in meiner Anwesenheit demonstrativ Wagner gespielt?», ruft Ganz und packt den Kellner am Kragen. «Wenn ich der wäre, für den Sie mich halten», schreit Ganz, «würde ich Sie erschossen lassen!»

«Du wolltest über die Weltlage sprechen», sagt F.A. Meyer dummerweise zu de Weck. «Richtig», sagt de Weck, «und zwar werden also Syrien, Tasmanien und Tibet, vorausgesetzt, dass Bush diese Länder nicht vorher präventiv ...» – «Scheiss Amis!», unterbricht ihn Ganz. Alle sind froh, dass er offenbar doch nichts gegen Mütter hat. «Und dann», unterbricht ihn Schawinski, der für seinen Geschmack schon zu lange nichts mehr gesagt hat, «sagte ich zu Anke Engelke: «Also ich persönlich musste immer sehr lachen, wenn ich deine Sendung sah.» Da sagte sie zu mir: «So? Ich hätte schwören können, dass du ein absolut humorloser Mensch bist.» Schawinski lacht. «Was machst du da für ein Geräusch», knurrt Ganz. Heute ist der Tag, an dem Ganz es Schawinski einmal sagen will, Berlin-Freundschaft hin oder her. «Schawinski», knurrt Ganz, «in meinen Augen bist du keinen Deut besser als ein Ami!» – «Okay, thanks, Mister Grösster Ganz aller Zeiten ohne Oscar!», gibt Schawinski zurück.



Schlagartig wird die Situation innerhalb des «Schweizer in Berlin»-Klubs äusserst ernst. Ein Zweikampf droht. De Weck sieht seine Chance gekommen. «Lieber Roger, lieber Bruno», beginnt de Weck, «euer Konflikt erinnert mich an die aktuelle Krise zwischen Syrien, Tasmanien, Tibet und den USA. Bush würde selbstverständlich leugnen, dass er in die Krise verstrickt ist ...» Während de Weck weiterredet, sieht er den Gesichtern von Ganz und Schawinski an, dass er mit seiner scharfsinnigen Analyse nicht das Herz der Unterprivilegierten gewinnt. Wie immer in solchen Situationen kocht in ihm ein unbändiger Hass auf den Populisten Blocher hoch.

Der Höck des Klubs nimmt nun ein jähes Ende. F.A. Meyer sieht eine Ex-Sekretärin von Kanzler Schröder ins «Adlon» kommen. Er springt auf, um sich über die Ex-Sekretärin eventuell zu einer Noch-Sekretärin hochzubefreunden, notfalls durch den ihm verhassten Sex. Gleich darauf drückt ein greiser japani-

scher Tourist Ganz die Hand und ruft mit Tränen in den Augen: «Banzai! Amerika schlecht! Deutschland, Japan! Ehrenvoll an Seite gekämpft gegen Feind! Eile Ittel! Banzai!» Ganz beginnt den Greis zu würgen. De Weck und Schawinski ziehen sich die Mäntel über die Köpfe und verlassen eiligst das «Adlon» in der Hoffnung, dass nie jemand erfährt, was an diesem Abend geschehen ist.



Black Monday

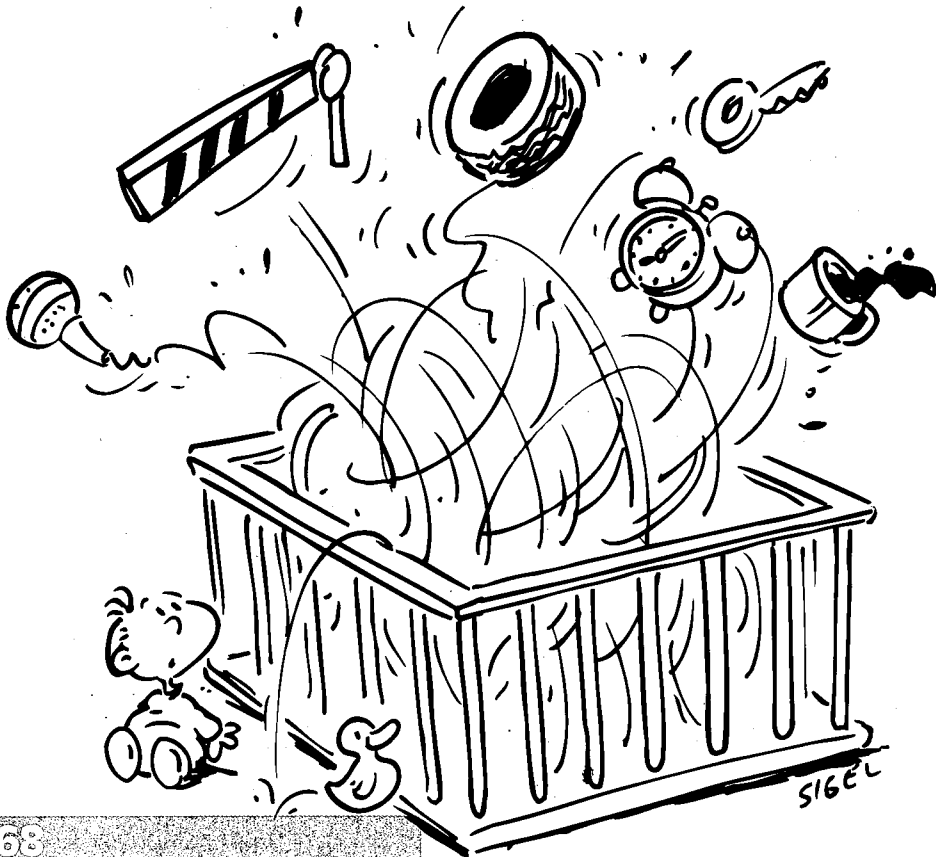
Von Livia Anne Richard, Kehrsatz

“ Es geschah an einem freundlichen Juni-Montagsmorgen. Ich wusste es schon, als ich die Augen öffnete und wie jeden Morgen kurz rekapitulierte, wer ich bin, warum wohl und in welcher Reihenfolge: Ich wusste, dass ich heute eigentlich nicht aufstehen durfte. ”

Man muss wissen: Ich habe so zwei drei Mal im Jahr so schwarze Tage. Ich meine, ganz schwarze Tage. Kennen Sie das, schwarze Tage? Wenn ja, lesen Sie diesen Erlebnisbericht zu Ende. Wenn nein,

lesen Sie diesen Erlebnisbericht zu Ende. Sie werden so oder so froh sein, Sie und nicht ich zu sein.

Also – wir kehren zurück zu besagtem freundlichen Juni-Montagsmorgen, an dem mir die Sonne durch mein offenes Schlafzimmerfenster heuchlerisch zulacht und eine innere Stimme zu mir sagt: «Bleib im Bett. Steh nicht auf, das kommt nicht gut, heute, Du kannst nur scheitern.» Ich tue es natürlich trotzdem. Wer hört denn schon auf innere Stimmen. Irgendwelche Spinner, stimmt's?



Allerdings: Ich bin auf einiges gefasst. Dass ich mir also an unserer neuen Kaffeemaschine die Finger verbrühe, auf der Quitschplastikente von Junior ausrutsche, die letzte Watterondelle aufgebraucht ist, als ich mein Gesicht mit Gesichtstonic radiotauglich machen will, all das trage ich mit der weisen Gelassenheit, dass alles noch viel schlimmer sein könnte.

Dann: Ab in die Tiefgarage zum Auto. Stopp, das Kind! Ich habe um Himmels Willen das Kind im Bett liegen gelassen. Zurück in die Wohnung hetzen, Rabenmutter-schuldgefühle, sich beim Kind in aller Form entschuldigen – es versteht zwar noch keine Sprache – das Kind aus dem Bett zerran, düdüdada machen, sanieren, wickeln, das Kind unter den Arm packen, die Wohnungstür schliessen. Fehlerfrei alles.

Wieder zur Karre, das Kind im Kindersitz festzurren. Düdüdada machen. Uff. Schlüssel ins Zündschloss. Starten. Stststst. Starrrrrrrrrr!!!! Verdammt noch mal – mein Vater sagt es doch immer: Keine billigen Occasion-Wagen. Na bitte.

Das Kind aus dem Auto zerran, zur Nachbarin ga bittibätti machen. Mit dem Auto der Nachbarin das Kind in die Krippe bringen (auf dem Beifahrersitz, weil der blöde Kindersitz partout nicht aus der blöden Occasion-Karre zu entfernen ist). Sich in der Krippe nicht anmerken lassen, dass einem der Schweiß in Bächen runterläuft, und sich ganz als tolle Alles-im-Griff-Mutter geben und noch kurz über Lochgrössen in Sauger philosophieren. Tschüss und düdüdada.

Mit dem Auto der Nachbarin in eine nahegelegene Stadt brausen. Na ja, so nahegelegene nun auch wieder nicht. Das Auto braucht Sprit. Welchen denn? Das

Handy ist zu Hause geblieben, die Nachbarin hätte es gewusst. Wir tanken zur Sicherheit das Benzin von der Tanksäule mit dem dünnsten Tankstutzen. Worauf das Auto beim Fahren vorwurfsvoll hüstelt.

Weiter. Tiefgarage, Nähe Radiostudio. Vor zwanzig Minuten hätte ich da sein sollen, zur Spot-Aufnahme. Gut bezahltes Sprecherhonorar. Ich hätte ja angerufen. Wenn ich gekonnt hätte ... Ich lege mir ein paar Ausreden bereit. Unkomplizierte. Die werden ja wohl warten. Wegen zwanzig müden Minuten.

Glücklich Parkplatz gefunden, sauber parkiert. Die fremde Karre abschliessen. Richtung Ausgang hetzen. Ebenerdig geht's am schnellsten. Kurz, ganz kurz stehen bleiben, um mich zu orientieren – was hat er gesagt: Links? Rechts?

Da sehe ich es kommen – im zu späten Moment, von oben. Es ist rot-weiss. Es ist die Tiefgaragen-Barriere. Ich fühle einen massiven dumpfen Schlag, danach wird es schwarz. Ich falle in eine kurze, heftige Ohnmacht.

Der Mann, der mich findet, ist ein Mitarbeiter vom Radiostudio. Er ist am Handy. Alle normalen Menschen haben ein Handy dabei, wenn man es braucht. Nur ich nicht. Er ist also am Telefon. Mit meiner Stellvertreterin für den gut bezahlten Sprecher-Job, wie sich herausstellt. Sorry gäll, mir hend dänggt, dass du nüm kunsch. Komme ich auch nicht. Arschloch.

nicht durch das Torverhältnis ermittelt werden musste. Aber es blieb beim 2:2, so dass wir Turniersieger der Kategorie C wurden. Mir wäre es allerdings lieber gewesen, eine Verlängerung mit einem Golden Goal oder ein Penaltyschiessen hätte den Final entschieden. Ich finde es schade, ging es um das Torverhältnis.

Bei der Preisverleihung war YB-Goalie Marco Wölfli Ehrengast. Wir haben ihm alle die Hand gegeben. Zum Glück wusste er nicht, dass niemand aus unserem Team YB-Fan ist.

Unsere Mannschaft heisst übrigens jedes Jahr anders. Darum hat niemand gemerkt, dass wir in den letzten acht Jahren unsere Kategorie sechsmal gewonnen haben und zweimal Zweite wurden. Wir freuen uns bereits auf 2006, auch wenn wir dann gegen Legenden wie Cruz Azul, Ajax-Frieswil oder Juve P. antreten müssen ...

((Anmerkung von Patricks Vater, der als schreibender Helfer geamtet hat: Wenn ich daran denke, dass es die «Baked Potatoes» 2006 mit lebenden Legenden zu tun kriegen werden – und das Team eh jedes Jahr den Namen wechselt –, dann wäre es vielleicht ratsam, sich 2006 «Mashed Potatoes» zu nennen. Händöpfu-stock. Wie auch immer: Auch meinerseits dem gesamten OK ein GROSSES MERCI! für diese jährlich wiederkehrende Riesenbüetz. Ich denke, ihr bietet nicht bloss den Kindern ein Erlebnis, wie man es heute nur noch selten erlebt. Bravo!))

Roter Pflotsch auf gelbem Sacktuch

Von Peter Steiner, Bern

“ Ich lag im Bett und ich hoffte, der Tag möge einfach vorübergehen. Der Tag ging aber nicht vorüber, die Sonne schien mir, durch eine Ritze im Rollladen, direkt ins Gesicht. Im Radio verbreitete Udo Jürgens seine Alles-was-gut-tut,-tut-gut-Morgenheiterkeit. Wie ich das hasse. ”

Denken fiel mir schwer, die Gedanken kamen mir nicht fliessend, sondern nur langsam in den Sinn. «Seltsam», dachte ich, als ich in die Küche schlurfte: Tee war hier und ein abgestandener Rest Cola. Essbares gab es in dieser Küche nur in der Form von Reis und ein bisschen Konfitüre. Reis mit Konfitüre zu kochen schien mir auch irgendwie «seltsam». An einem Samstagmorgen musste es doch einen simpleren Weg geben, um den Hunger zu stillen.

Ja, ich hatte ein schlechtes Gewissen, ich kam mir mies vor, dennoch tat ich es: Der Hunger war stärker, und dieser Weg schien mir der einfachste zu sein, um schnell und bequem an etwas Essbares heranzukommen. So betrat ich also, mit dem bereits erwähnten schlechten Gewissen, die Kunstgalerie, in der um elf Uhr eine Vernissage stattfinden sollte. Von der Strasse aus hatte ich durch die Scheiben nach innen gespäht, um herauszufinden, ob da jemand drin sei, der mich eventuell kennen könne. Im Schutz einer Gruppe ging ich hinein, ständig bemüht, hinter irgendwelchen Leuten Deckung zu suchen und ständig um mich schauend, ob nicht doch jemand hier sei, der mich kennt.

Gerade hatte ich am Buffet ein erstes Amuse-bouche und ein Cüpli erobert, da

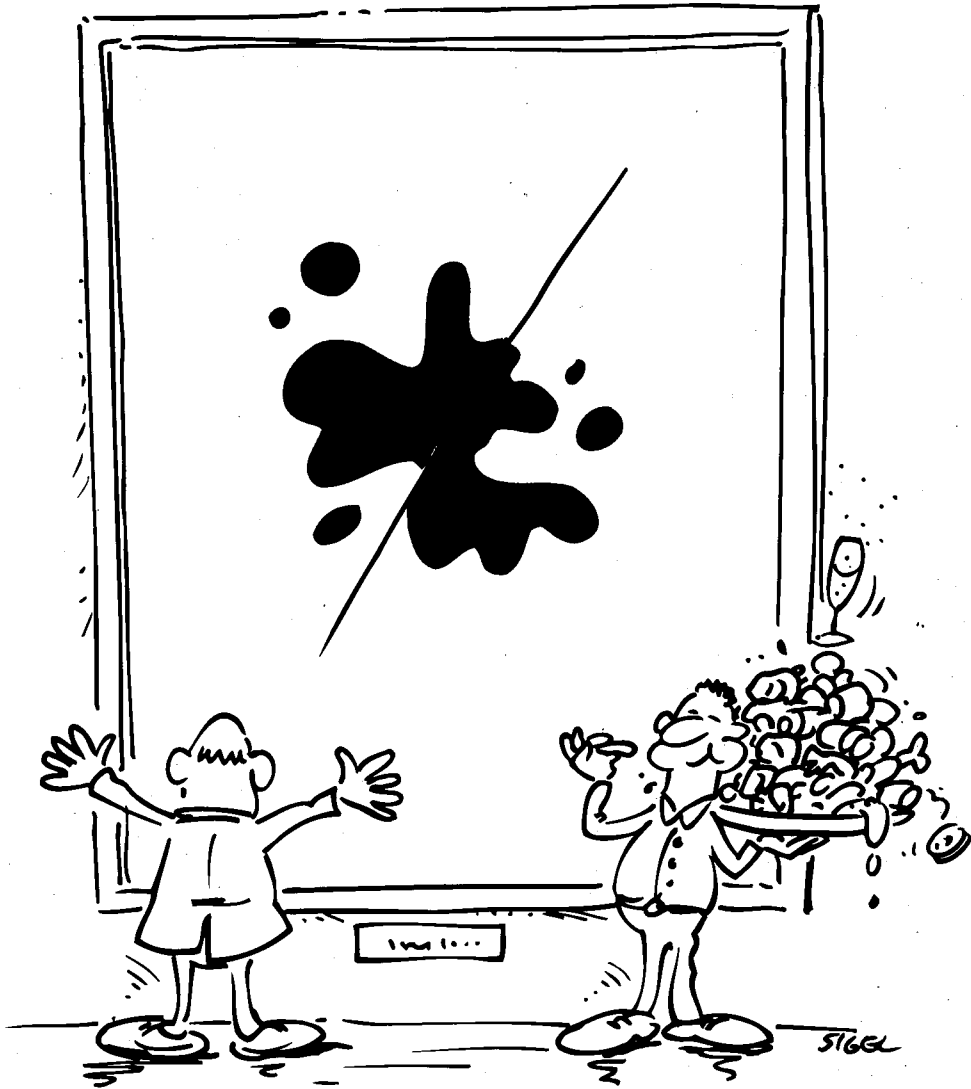
tippte mir jemand von hinten auf die Schulter. Oh nein, durchfuhr es mich, und ich zuckte zusammen. So ein Mist, ich hätte doch besser eine Tafel Schokolade kaufen sollen. Es war aber kein Bekannter, es war ein älterer Herr, der mir da auf die Schulter getippt hatte. Er wollte mich etwas fragen. Ich konnte nicht reden, das Chüechli hatte sich irgendwo in meiner Luftröhre verkantet. Ich hustete fürchterlich, und der ältere Herr schaute mich mitleidig an.

«Was sagen Sie zu diesem Gemälde?», fragte er, als ich schliesslich zur Ruhe gekommen war. Ich wischte mir die durch den Husten in die Augen gestiegenen Tränen ab. Er musste wohl gemerkt haben, dass ich seine Worte nicht verstanden hatte, und so fragte er noch einmal: «Was sagen Sie zu diesem Gemälde?»

«Was ist los?» Nein, ich hatte die Situation nicht im Griff.

Ohne meine Antwort abzuwarten, sagte der ältere Herr: «Dieses Bild erregt in mir das Gefühl des unauflöselichen Widerstreits des Unbedingten mit dem Unmöglichen. Ich erkenne darin die Ironie, welche versucht, die Unendlichkeit ins Bewusstsein zu heben. Die Schwelle zur Poesie ist exponiert, wodurch das Erstarren der Strukturen vermieden wird. Hier entdecke ich die Vollendung im Unendlichen nach einem grandiosen Konzept.»





Während der ältere Herr sprach, hatte ich mich so weit erholt, dass ich, nach einem kräftigen Schluck Schaumwein, erwidern konnte: «Das ist doch nur roter Pflotsch auf gelbem Sacktuch.»

Der Blick des älteren Herrn traf mich wie ein Dolch. «Roter Pflotsch?», wettete er. «Mein Herr, wer so wie Sie von Kunst keine Ahnung hat, der sollte es nicht wagen, seinen Fuss in eine Galerie zu setzen. Gelbes Sacktuch, ha, ha, ha. Das, was Sie als gelbes Sacktuch bezeichnen, das ist das in Farbe erstarrte Licht einer ganzen Epoche! Auch wenn es für Sie als

Laien wie roter Pflotsch wirken mag, so kommt doch in dieser Abstraktion der Triumph des Geistes über die Verlogenheit unserer Zeit sehr klar zur Geltung. Wahrscheinlich sind Sie jedoch mehr an der Weite des Gelbs interessiert, als an dem schier unmenschlichen Ringen des Künstlers mit dem roten Kontrapunkt. Ihre Kritik ist unangebracht!»

Während der ältere Herr sprach, nutzte ich die Gelegenheit, um mich am Buffet zu bedienen. «Es ist und bleibt roter Pflotsch auf gelbem Sacktuch», sagte ich zwischen zwei Häppchen, um seinen Monolog in Gang zu halten.

«Erkennen Sie denn nicht die unbehagliche Stellung des roten Kontrapunkts im weiten Reich des Lichts?» – «Roter Pflotsch!», wiederholte ich.

«Nein, das ist kein Pflotsch, das ist der Lebensfunke auf der Suche nach seiner Bestimmung. Dieser rote Kontrapunkt wurde in geweihter Stunde empfangen und vom Künstler unbewusst, aus einem inneren Drang des Herzens heraus, glücklich geboren.» – «Für mich ist das Pflotsch!», brummte ich zwischen zwei Amuse-bouche.

Jetzt fuchtelte der ältere Herr mit seinen Händen, er versuchte verzweifelt, das Thema zu wechseln. «Sehen Sie diese weisse Linie?», fragte er mich. Ich musste ganz schnell mein Sektglas austrinken, denn der Inhaber der Galerie steuerte mit der Flasche in meine Richtung. So dauerte es einen kurzen Moment, bis ich antworten konnte: «Ist das ein Webfehler?»

«Nein!», brüllte der ältere Herr, «das ist kein Webfehler, es ist die Sehnsucht. Als eine dynamische Utopie tritt sie hier an die Stelle der statischen Raumutopie.

Durch diese weisse Linie wird der abgeschlossene Raum aufgebrochen und dynamisiert. Dieser weisse Strahl eröffnet dem Intellekt die Aussicht in eine neue Weite, und weil die Linie nicht unvermittelt und rechtwinklig auf den Bildrand trifft, wirkt das Gemälde ebenso als Fläche wie auch als Raum. Diese weisse Linie bringt Freiheit und Unendlichkeit in das Kunstwerk, sie bringt gewissermassen Systemlosigkeit in das System.»

In der Zwischenzeit war das Buffet ziemlich kahl und ich dachte, es wäre nun an der Zeit, dass ich mich etwas intensiver an der Diskussion beteiligen sollte: «Wie lange dauert es wohl, bis ein Bild dieser Grösse trocken ist?», lautete meine erste und einzige Frage, denn kurz danach stand ich relativ rasch, aber satt und glücklich, wieder auf dem Trottoir. Mein Tag hatte soeben begonnen: «Alles, was gut tut, tut gut – tralala!» Schön ist es, auf der Welt zu sein!

Der ältere Herr lag im Bett und er hoffte, der Tag möge einfach vorübergehen. Der Tag ging aber nicht vorüber, die Sonne schien ihm, durch eine Ritze im Rollladen, direkt ins Gesicht. Der Himmel war nicht wie sonst, er war irgendwie gelblich. «Seltsam», dachte der ältere Herr, als er in die Küche schlurfte. Mit einem tiefen Seufzer brachte er seine Verzweiflung über den Lauf der Dinge im Generellen und über die grenzenlose Ignoranz der Menschen im Speziellen zum Ausdruck.

Fürio!

Von Hans Häusler, Wohlen

“ Diese Kurzgeschichte ist ein Paradebeispiel dafür, wie ein kleiner Zwischenfall – an sich kaum der Rede wert – zur deftigen Realsatire ausarten kann. Alles, was es dazu braucht, ist die gütige Mithilfe amtlicher Stellen. ”

Tanz in einer alten Seeländer Turnhalle, vor über 40 Jahren: Die Swinging-Night neigte sich dem Ende zu. Eng umschlungen tanzten schmusende Pärchen einen aufschluchzenden Slowfox. Ein letzter Saxophon-Akkord – und dann tönte Folgendes aus dem krächzenden Saal-Lautsprecher: «Hallo, hallo! Isch öpper hie, wo Fürwehrdienscht leischtet?»

Ein käsiger Jüngling mit tropfendem Brillantine-Haar gab sich als Feuerwehrler zu erkennen, und solidarisch nickte auch ich dem Lautsprecher zu. «Sehr guet, chömet zur Garderobe!», befahl der Lautsprecher. Wir lösten uns von unseren Tanzpartnerinnen und stolzierten unter Applaus Richtung Garderobe.

Dort wurde uns vom Festwirt die Ausgangslage erklärt und der Einsatzbefehl erteilt. Kein Brand! Eine Dame hatte sich im WC-Cabinet eingeschlossen und konnte das Schloss nicht mehr entriegeln. Wir besprachen uns kurz, behändigten das spärlich vorhandene Werkzeug und betraten bekloppten verbotenes Land – die Damentoilette. Hier duftete es, im Gegensatz zum fischelnden Männerlokus, angenehm nach süsslichem Parfüm. Von den drei Cabinets war das mittlere verschlossen. Aus diesem tönte klagendes Weinen und

Schluchzen. Wir klopfen entschlossen an die Türe und erklärten unseren Auftrag. Hierauf steigerte sich das Weinen zum Geheul, unterbrochen von schluchzendem Stammeln, welchem zu entnehmen war, dass sich die Türe problemlos öffnen liesse (!!!!), wenn da nicht ein bestimmtes Problem wäre.

Nach fünfminütigem, von Schluchzern begleitetem Frage- und Antwortspiel, lag das Problem dann klar. Die Dame brachte die Ösen ihres Korsetts nicht mehr zu und mochte sich ihrem Verehrer so nicht zeigen. Deshalb die verschlossene Cabinet-Türe. Wir schlugen nach kurzer Beratung vor, sie im Rahmen eines Blitz-Stellungswechsels aus der Toilette in den anliegenden Geräteraum zu evakuieren und sie dort dann beim Ösenschiessen zu unterstützen. Der Stellungswechsel gelang ohne irgendwelches Aufsehen. Allerdings entpuppte sich die Dame als üppiger Rubens-Engel. Heidi hiess sie. Ihre Formen sprengten fast das Kleid, und es war absehbar, dass das Ösen-Einhaken eine anstrengende Sache sein würde.

Im Schein einer schwindsüchtigen Leuchte werkelten alsdann sechs Hände an den verdammten Ösen herum. Es war keine zuzukriegen. Meinen Vorschlag, das Korsett doch einfach auszuziehen, lehnte das vollschlanke Heidi empört ab. Also verfeinerten wir die Technik. Derweil Heidi sitzend den Bauch einzog und quellendes Fleisch zusammenpresste, versuchten der Brillantine-Jüngling und ich, die Ösen einzuhaken. Es klappte nicht. Keuchend brachten wir Heidi in die Seitenlage und machten uns mit einer Flachzange an die Ösen. Wieder nichts. Auch stehend an die Wand gedrückt, vermochten wir Heidi nicht einzuösen.



Schliesslich legten wir sie auf den Rücken. Ich setzte mich auf ihre Oberschenkel und presste die Bauchpartie zusammen. Der Brillantierte wiederum lag seitlich über ihrem Oberkörper und brachte – oh Wunder! – die blöden Ösen endlich zu. Geschafft! Da öffnete sich unvermittelt die Türe – auf der Schwelle stand Heidis Verehrer. Heidi schrie gellend auf und mit einem knallenden «Rrrrrrätsch!» platzte das Korsett. Dann kamen Fäuste geflogen. Es kam die Polizei. Und es kam der Gefängnisaufseher mit dem Frühstück. An die Zellenwand schrieben wir

nach diversen Einvernahmen und fünf Stunden Knast folgenden Protest: «Es wird nume no grennt, wenn's brönnt!»



Reisen mit der Firma C. ...

Von Roger Reinhard, Neuenegg

“ Irgendwann kam uns im kalten und gruusigen Winter die Idee, im frühen Frühling des Jahres 2005 wiederum in die Türkei zu fahren und dort etwas «die Seele baumeln zu lassen». Beschlossen, getan. ”

Meine Frau Daniela, Spezialistin in Sachen Internet-Suche, hat sich hinter den Computer geklemmt und sämtliche verfügbaren Ferienangebote verglichen. Es gab, wie sie mir berichtete, ausserordentlich viele Angebote von ebenso ausserordentlich vielen Reiseanbietern. Weil wir in der Schweiz ja quasi das eigentliche «Zentraleuropa» darstellen, war es uns auch mehr oder weniger egal, von wo aus wir fliegen würden. Unsere Wahl fiel schliesslich auf einen Schweizer Anbieter. Es handelte sich um die Firma C., von deren organisatorischen Höchstleistungen ich in dieser etwas lang geratenen Kurzgeschichte etwas berichten werde. Aber alles der Reihe nach.

Zur Buchung: Wir studieren den Prospekt und entschliessen uns, die Reise am 9. April 2005, genau gemäss den im Prospekt ausgeschriebenen Daten, anzutreten. Nach nur drei Umbuchungen – zuerst würde der Ferienort von Side nach Kemer verlegt, anschliessend das Abflugdatum vom 9. April auf den 11. April – sind wir schliesslich am 12. April um 07:15 Uhr ab Zürich-Airport gestartet. Auf meine irgendwann im Vorfeld gemachte Bemerkung, ich müsse jetzt schon langsam wissen, wann, wo und wie und überhaupt, ich befände mich schliesslich in einem Angestelltenverhält-

nis, kommt die Antwort, (sic!) «ich müsse mich halt richten» (dabei habe ich nichts anderes gemacht, als mich nach den Angaben im Prospekt gerichtet). Zugegeben, ja, die Ferien haben uns, offiziell verrechnet natürlich, genau 168 Franken gekostet – hierbei handelt es sich natürlich um den Preis für zwei Personen –, aber immerhin mussten wir auch noch unsere beiden Töchter in die Ferien bringen und es war schon etwas peinlich, alle zwei Tage nachzufragen, ob es vielleicht einen, zwei oder vier Tage später auch noch ginge. Na ja.

Zur Anreise: Wir erkundigen uns nach dem Tarif für eine Zugfahrt von Bern nach Zürich. Die Anreise mit den ÖV hätte beim ersten und beim zweiten Flugtermin bestens gepasst. Beim dritten Termin jedoch stellen wir fest, dass es absolut unmöglich ist, mit den ÖV nach Zürich zu gelangen, um rechtzeitig zum Check-in zu kommen. Der Abflug ist um 07:15 Uhr festgelegt und C. beharrt darauf, wir müssten mindestens zwei Stunden vorher am Flughafen sein. Dies ergäbe also 05:15 Uhr, aber leider fährt um 03:45 Uhr ausser Güterzügen kein Transportmittel der SBB/BLS zum Unique-Airport. Übrigens: Mit dem Zug kostet eine Reise nach Kloten für eine Person zum ganzen und für eine Person zum halben Tarif genau 147 Franken. Weil wir uns nicht noch eine Übernachtung zusätzlich im Hilton leisten wollen, nehmen wir das Auto. Übrigens: Samt Parkplatz für TCS-Mitglieder kommt diese Variante günstiger als mit den SBB ... Und damit auch das gesagt worden wäre: Der Flug war OK.

Ankunft am Flughafen in Antalya: Wir Touris werden auf Busse an die verschie-

denen Destinationen verteilt. Interessant: Da finden sich Leute in einem Car nach einer Ortschaft, von der sie gar nicht wissen, dass sie überhaupt existiert, weil sie in ihren Reiseunterlagen ganz andere Angaben haben. Die Organisation seitens C. scheint reine Glücksache. Kaum vom Flughafen abgefahren, erleben wir live einen cholerischen Anfall des laut Prospekt «geschulten und geprüften» Reiseleiters. Und das nur, weil angeblich die Lautsprecheranlage im Bus nicht richtig funktioniert. Ein Glück, hat der Chauffeur das peinliche Zeter und Mordio überlebt. Jedenfalls war das nicht gerade sehr sympathisch, haben Daniela und ich gefunden (und andere Mitreisende auch). Aber eben: Vielleicht sind wir auch typische Schweizer-Tüpfelchysser, die immer etwas auszusetzen haben, wenn jemand was auszusetzen hat.

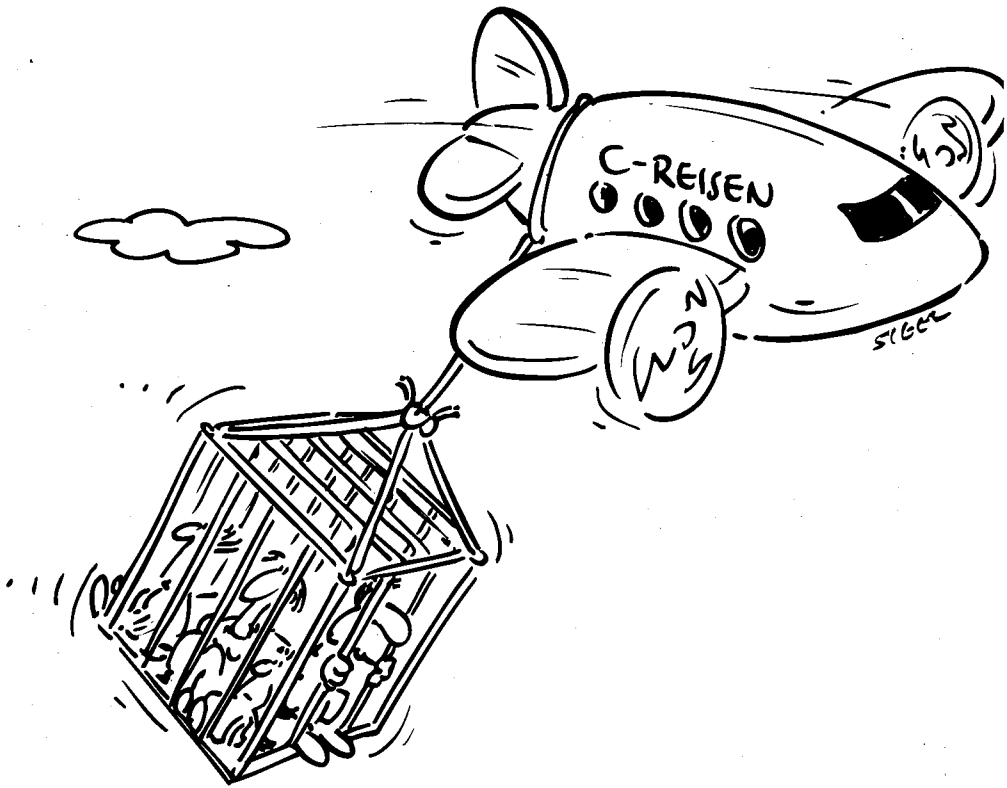
Ankunft im Hotel: Aussteigen, Koffer entgegennehmen, Begrüssungspapéro fassen, hinsetzen, zuhören und dann ... Kohle zücken. Es wird seitens der Reiseleitung nämlich empfohlen, die Halbpension nachzubuchen. Kostenpunkt pro Person 140 Franken (also unwesentlich weniger als die ganze Reise für zwei Personen gekostet hat). Aber das Hotel ist dermassen am «Füdle der Welt», dass es quasi unmöglich ist, anderswo zu fooden. Es geht weiter: Der obligatorische (!) Ausflug muss gebucht werden. Die Reiseleitung empfiehlt, auch das Mittagessen (hä?) zu buchen. Kostenpunkt 40 Franken pro Person, womit wir also den ganzen Reisepreis locker übertroffen hätten. Und dann: Im Hotel bezahlt man mit Perlen. Aha. Auf welcher Insel in Südostasien sind wir eigentlich? Item, es gibt an der Hotelréception Päckchen mit fünf oder mit zehn Perlen zu kaufen. Angebrauchte Säckchen werden übrigens nicht zurückgenommen. Alles klar. Als Information der Reiseleitung über

die Preise im Hotel wird lediglich gesagt, diese entsprächen «dem Landesdurchschnitt». Es wurde uns jedoch tunlichst verschwiegen, dass es sich in unserem speziellen Fall/in unserem speziellen Hotel um den Landesdurchschnitt der «Schweiz mal zwei» handelt. Ein Wahnsinn doch, wenn ein halber Liter Wasser im Hotel plötzlich einiges mehr kostet als eine 1-Liter-Flasche im Restaurant! Aber lassen wir das, sonst kriege ich noch nachträglich einen Anfall.

Zu den Produktepräsentationen: Die sind obligatorisch, gehören zum Anstand und beginnen am Tag nach der Ankunft ... um 07:30 Uhr. – Nichts also da mit erholen und ausschlafen. Das kann man schliesslich zu Hause tun, nicht in den Ferien. Da organisatorisch durch die Firma C. betreut, war von Anfang an klar, dass etwas nicht klappen würde. Und siehe da: Kurz vor der Ankunft am Bestimmungsort ein Telefon an den örtlichen Reiseleiter. Die Firma C. hat zu wenig Platz für alle ihre Gäste reserviert, die an dieser obligatorischen Präsentation teilzunehmen haben. Unsere Befürchtungen werden einmal mehr erfüllt, Firma C.! Der Reiseleiter im Bus disponiert um, auf einen Antalya-Ausflug, Zmittag natürlich nicht inbegriffen. Wir kommen in ein Restaurant, das durch die Reiseleitung kurzfristig reserviert wurde. Ein Kebab kostet unglaubliche 15 Franken, das Doppelte wie bei uns. Ein Wahnsinn, alle Reisenden nerven sich. Aber das Restaurant liegt dermassen in der türkischen Pampa, dass wir nach einer halben Stunde aufgeben, nach möglichen Alternativen zu suchen. Es gibt keine.

Zum obligatorischen Ausflug nach Pamukkale: Der beginnt erst um 07:00





Uhr. Da haben wir ja noch Glück gehabt! Zuerst wird bei einer Schmuckfabrik angehalten, wo wirklich alles Gold ist, was glänzt, auch die Preise, wenn man schon mal mit irgendeiner anderen Schmuckfabrik hat vergleichen können. In etwa das Doppelte wie anderswo! Danke, C. Dann die eigentliche Fahrt nach Pamukkale. Es ist schon unglaublich, wie lange vier Stunden sein können, wenn man quasi nur noch von Toilettenhalt zu Toilettenhalt warten kann. Das Mittagessen – Sie erinnern sich, es kostete 40 Franken pro Person, war sehr sosolala. Aber: Die Getränke sind nicht inbegriffen und kosten in etwa gleich viel wie ein Essen im Baur au Lac in Zürich.

Ehrlich, ich habe noch nie teureren Wein in einer 08/15-Beiz gesehen (nein, es war kein Château Petrus, sondern ein einfacher Landwein aus der Türkei). Nun, weil wir ja nicht verdursten wollten und weil das Essen sehr durchschnittlich war, musste irgendwie zumindest der schale Nachgeschmack weggespült werden. Anschliessend heisst es im Car wieder unendlich lange «Warten auf Pamukkale». Pamukkale wiederum ist sehr schön und auch geschichtsträchtig. Diese Ansicht teile ich mit Zehntausenden von anderen Besuchern, die zufälligerweise (...) auch gerade da waren, obligatorisch organisiert. Am Abend in einem Hotel zu Pamukkale: Das Nachtessen ist inklusive (oho!), und deshalb sind die Getränkepreise astronomisch hoch. Nur trinkt niemand mehr etwas ... Kunststück.

Nach dem Nachessen ist ein Bauchtanz angesagt. Nein, erstaunlicherweise nicht orientalisches, eher so Table-Dance-mässig, vielleicht anmüchelich für Singles in einer Schummerbar im Rotlicht-Bezirk, für die anwesenden Kinderchen aber eher weniger geeignet. Am nächsten Morgen Abfahrt um 07:30 Uhr in eine Teppichfabrik. In dieser Teppichfabrik gibt es eine Präsentation eines Menschen, bei welchem jeder – und damit meine ich wirklich jeder – Schauspieler unbedingt Nachhilfestunden buchen sollte. Der geniale Abreisser! Und es gibt tatsächlich immer noch Leute, die denken, das grosse Schnäppchen zu machen. Süper! (Türkisch für super). Danach die Rückfahrt nach Antalya, wo wir, bereits gekocht und gegart, in eine Lederfabrik geschleppt werden. Auch hier, schöne Lederjacken und -hosen, die Preise in etwa gleich wie bei uns in der Schweiz, also ungefähr dreimal so teuer wie sonst wo in der Türkei. Süper.

Wir sind bereits drei Tage in der Türkei und haben noch nie ausschlafen können. Heute aber! Nur stellt sich das als Wunschdenken heraus, denn in der Nacht kommen neue Gäste an, und das wiederum bedeutet Lärm ab 22:00 Uhr bis zum Morgenessen. Um unseren alt Bundesrat Ogi zu zitieren: Freude herrscht, aber nicht im Sinne des Erfinders ... Trotz der Tatsache, dass wir keine Strandgänger sind, haben wir uns entschlossen, dennoch einmal einen Tag am Strand zu verbringen, doch leider haben wir zwischen den Kranwagen und Baggern keinen Platz für unser Badetüchli gefunden, was zwar an und für sich schade ist, in Anbetracht des Wetters allerdings weniger stört. Uns war nach einer halben Stunde dermassen kalt, dass wir froh waren, wieder ins Hotelzimmer gehen zu dürfen, denn von nun an regnete es in Strömen. Wenn ich

nicht wüsste, dass die Firma C. dies nicht beeinflussen kann, würde ich doch glatt vermuten, dass ...

Zweiter «richtiger» Tag im Hotel: Es scheint wieder die Sonne. Bei unserer ersten Türkeireise haben wir gesehen, dass die zentraleuropäischen Sonnencremes hier extrem günstig sind. Also haben wir von zu Hause rein gar nichts mitgenommen. Im Hotel gibt's so eine Art Kiosk, da kostet die Tube Nivea Sonnencreme genau ... 37 Euro, 56 harte Schweizer Fränkli. Haben Sie, geneigte Lesende, schon mal so teure Nivea-Sonnencreme gesehen? Wow! So kauften wir uns die gleiche Salbe nachher im Städtchen Kemer, da kostete die gleiche Nivea nur noch 10 Euro, was uns den Kaufentscheid doch sehr erleichterte. Übrigens haben wir da auch eine tolle Lederjacke erstanden. Die kostete nur gerade mal die Hälfte jener Jacke in der Lederfabrik und ist qualitativ erst noch besser und aufwändiger verarbeitet. Beim Mittagessen – Sie vermuten richtig, es gab tatsächlich Kebab, mit Wasserpfeife zu Dessert – entdeckten wir auch die «normalen» Preise für Türkei-Reisende. Na also, es geht ja doch! Voraussetzung ist einfach, dass die Tipps von C. in den Wind geschlagen werden.

Zum dritten (und letzten) Tag im Hotel: Mit Bekannten, die wir auf der Reise zufälligerweise getroffen haben, sind wir von Kemer nach Göynük spaziert. In Göynük-Canyon sind wir in einem kleinen Restaurant eingekehrt. Gegen 14:00 Uhr waren wir da und um etwa ... 19:30 Uhr sind wir wieder aufgebrochen. Natürlich haben wir gespiesen, natürlich haben wir getrunken und natürlich hatten wir eine Gaudi. Gekostet hat das für unsere

Verhältnisse fast nichts, die Leute waren unheimlich nett, und der Chef hat uns um 19:30 Uhr mit seinem Privatauto ins Hotel zurückgeführt. Kostenpunkt dieser privaten Taxifahrt? Gratis und franko! Als wir etwas ans Benzin – ist unheimlich teuer in der Türkei – bezahlen wollten, kam die Frage, ob wir ihn beleidigen wollen. Und das wollten wir wirklich nicht! Im Hotel angekommen, kam natürlich der Blick auf das Abflugs-Board im Hotel. Da stand geschrieben, dass wir um 09:00 Uhr im Hotel abgeholt würden. Militärisch geschult, begannen wir rückwärts zu rechnen und planten unser morgendliches Aufstehen minutiös. Endlich mal wirklich etwas länger schlafen! Süper!

Zum Abflugtag: Um 07:40 Uhr klopft es ziemlich heftig an unsere Zimmertüre. Wir waren gerade aufgestanden und wollten uns bereit fürs Morgenessen machen. Vor der Türe steht unsere Bekannte und sagt uns, dass wir uns extrem beeilen müssten, wo doch der Bus um 08:00 Uhr abfahren würde. Hä? Unsere (wie sich rasch zeigte, etwas voreilige) Antwort ging in die Richtung, dass sie sich für einmal getäuscht hätte, der Bus fahre – und das hätten wir mit eigenen Augen am Abflugs-Board gesehen – um 09:00 Uhr. Was wir nicht wussten, war, dass die Hirsche von C. die Abfahrtszeit irgendwann in der Nacht um eine Stunde vorverschoben hatten. Sch...ade! Also kein Frühstück, dafür fliegt alles in die Koffer. Um genau 08:00:00 Uhr fährt der Bus los, IWC & Co. hätten ihre Uhren danach richten können. Jemand, der auch zu unserer Gruppe gehörte, war noch gemütlich am Pfeifenrauchen auf dem Balkon. Er hat uns sehr nett zugewunken und sich wohl gewundert. Am

Flughafen haben wir ihn wieder gesehen. Er hat uns fluchend erzählt, dass das Taxi unheimlich teuer gewesen sei. Um unser Frühstück geprellt, schauten wir uns am Flughafen um. Der Preis für zwei Gipfeli und zwei Nescafé in der günstigsten Cafeteria betrug genau 22 Franken. Eines ist sicher: C. würde noch von mir hören/lesen. So ging irgendwann das Boarding los, es klappte wie am Schnürchen. Kaum zehn Minuten vom Boden losgelöst, die Durchsage der Cabincrew-Chefin: «Wenn ein Arzt an Bord ist, wird dieser gebeten, sich sofort bei der Crew zu melden.» Ging es etwa um jemanden im Cockpit? Doch ja, so richtig beruhigend. Was wir nicht wussten, war, dass ein C.-Reisender einer anderen Gruppe auf einer Produktepräsentation (!!) einen Herzinfarkt erlitten und seither die ganze Zeit in der Notfallstation eines Spitals in Antalya verbracht hatte. Am Abflugtag wurde dieser Patient – ein Nichtmitglied der Rega – im Spital regelrecht aus dem Bett geschmissen und reiste mit der ganz normalen Reisegruppe wieder nach Hause. Notabene: Es ging ihm wirklich schlecht und den restlichen Passagieren an Bord zusehends auch. Immerhin: Wir sind heil und gesund wieder in der Schweiz gelandet. Die Ferien kosteten, alles in allem, mehr als die regulär gebuchten im Vorjahr, mit dem Unterschied, dass der Erholungsfaktor dieses Mal gleich zero war. Liebe Firma C. – eines sei Ihnen versprochen. Mit Daniela und mir als Kundin und als Kunde werden Sie sich nie mehr rumärgern müssen. Wir mit Ihnen auch nicht.

Read you five ... Von Lasse M. Salonen, Münsingen

“**Eingeweinte wissen es, Read you five, das tönt ganz nach Fliegerei. Jawohl, Fliegen. Mit einem richtigen Flugzeug. Und wie.**”

Alles deutete auf einen sonst stinknormalen Juli-Freitag hin. Schönes Wetter, mässig Stress im Geschäft, null Stress privat und das Wochenende in greifbarer Nähe. Da kam mir die Glanzidee, statt ins Büro zu eilen, einen Rundflug von Bern-Belp aus zu machen. Gedacht, gesagt, getan. Pilot und Flugzeug organisiert und um zehn Uhr am Flughafen abgemacht.

Der Pilot war da, das Flugzeug auch. Eingeweinte wissen es: Beides nicht immer zutreffend. Die übliche Bürokratie war schnell erledigt. Kein Flugzeug scheint ohne vorherige, eingehende Paperwork zu fliegen. Das Wetter abgecheckt. Ebenso die Absichten der Schweizer Armee. Man weiss ja nie, wo die Swissarmy mit ihren Hornetts, Tigers und anderen Viechern herumgurkt. Begegnungen mit einem Kampfjet sind nur am Boden empfehlenswert.

Das Flugzeug, ein 4-plätziger Piper Archer II mit 180 PS und dem Kennzeichen HB-PKK, war auf Hochglanz poliert und stand vor dem Hangar, nur darauf wartend, endlich das tun zu können, wozu Flugzeuge eigentlich gebaut werden. Der Tankwagen kreuzte auf und füllte die beiden 100 Liter fassenden Tanks gut halbvoll. Was will man mehr?

So, jetzt kommt die eigentliche Story. Sie ahnen es schon, etwas geht schief. Nach Murphy's Gesetz muss es auch. Also, der Pilot, Herr Wüthrich, aus dem tiefsten Emmental, hat etwas vergessen

und muss nochmals ins C-Büro. Das ist das Piloten-Mekka. Kein Problem, ich bewache ja das gute Stück während seiner Abwesenheit. Da kommt schon das (erste) Problem. Ein anderes Flugzeug will ausgerechnet hier vorbeifahren. Der Platz ist zu eng für zwei Vögel mit je zehn Meter Spannweite. Der leicht genervte Pilot des anderen Flugzeuges, einer superteuren Mooney, ruft durch die Türöffnung, ohne den Motor abzustellen, dass ich gefälligst mit meinem (!?) Flüüger abfahren soll. Und nun? Also hinein in das Ding, Hauptschalter auf on, Mixer auf rich, etwas Gas und mit dem Zündschlüssel, der wie beim Porsche links vom Steuerhorn sitzt, eine knapp halbe Umdrehung drehen. Der Motor läuft, der Propeller mit fast zwei Meter Durchmesser auch. Wow! Die Bremse lösen und mit den beiden Pedalen dirigiert man das Flugzeug am Boden. So einfach ist das. Eigentlich.

Der eilige Pilot in seiner Mooney konnte die Stelle passieren. Merci hat er aber nicht gesagt. Ich stand dann allerdings bereits am Pistenrand. Da kam schon das zweite Problem, nämlich der Funkspruch vom Tower: «Hotel Bravo Papa Kilo Kilo, are you ready for departure?» Was soll der Quatsch? Wobei, wenn man es genau nimmt, wozu sonst steht man mit einem Flugzeug mit laufendem Motor am Pistenrand? Also, den Funkknopf auf dem Steuerhorn drücken und ins Mikrofon antworten: «Ja, eigentlich schon, aber ...» Aber eben. Die Reaktion des Fluglotsen war ebenso prompt: «Hotel Bravo Papa Kilo Kilo, cleared for take off runway one four, wind is calm, look out

for opposite traffic, report Münsingen outbound.» Verdammt Mist. Ein Flugzeug hat keinen Rückwärtsgang. Also muss man damit auf die Piste.

Wenn man schon auf der Piste steht, könnte man doch auch etwas mehr Gas geben, fand ich jedenfalls. Nach ein paar hundert Metern war das Flugzeug auf Neudeutsch airborne, also in der Luft. Dann mache ich den Bogen halt in der Luft, den ich ursprünglich am Boden tun wollte. Irgendwie wird das schon gehen. Alle meine fliegenden Freunde haben mir gesagt, dass das Fliegen einfacher sei als Velo fahren. Wenn man es kann.

Ich war über dem Aaretal, Münsingen lag links bereits ziemlich weit unten, Belpberg rechts auf gleicher Höhe und der Thunersee glitzerte vorne in Sichtweite. So sah die Situation in diesem Moment aus. Im Prinzip nicht so schlimm. Aber wie kommt die Kiste wieder heil runter? Darüber sollte ich mir jetzt primär Gedanken machen, statt unser Haus in Münsingen aus der Luft zu suchen. Am besten fliege ich doch, wenn schon, bis Thun und dann um den Belpberg. Das gibt mir fast zehn Minuten Zeit, um das weitere Vorgehen zu überlegen. Und wenn es (sowieso) Lämpä gibt, dann hat man wenigstens etwas dafür, nicht wahr?



Über dem Gürbetal (für Nichtberner: das ist die andere Seite des Belpberges) auf dem Rückflug nach Bern-Belp meldet sich der Funker vom Tower schon wieder: «Hotel Kilo Kilo, your position and intention.» Jetzt musste eine Profi-Antwort her und so klang es dann meinerseits: «How about landing at Berne airport?» – «Roger Kilo Kilo, report right hand downwind runway one four», sagte der Mister im Tower. Ganz locker, der Lotse. Ich nicht. Wenn er wüsste, was da gerade abgeht. Gegenüber dem Gurten, dem Berner Hausberg, kam eine weitere Meldung durch das Gerät: «Hotel Kilo Kilo, cleared to land runway one four, tailwind two knots.» Soso. Also dann, Landeklappen zuerst auf Position 1 und Gas weg. Hoppla. Das Ding sinkt plötzlich wie ein Stein. So etwas haben nicht alle gerne. Dann halt Gas wieder rein, nicht mehr ganz voll und das Flugzeug macht wieder, was der Pilot will, und nicht umgekehrt. Landeklappen auf Position 2, etwas weniger Gas und auf die Piste vierzehn zielen. Die Festbeleuchtung der Pistenbefeuerung ist aus dieser Perspektive grandios. Die Weihnachtsbeleuchtung von New York ist nichts dagegen. So etwas können nur Piloten sehen, Passagieren in Airlinern entgeht das Spektakel jedes Mal. Sieht aus, als ob man dort unten nur auf mich warten würde. Das tun sie wahrscheinlich auch, wenn ich es mir richtig überlege. Klappen voll runter, Gas ganz weg. Bums. Die Erde hat uns wieder. Der Flüüger rollt auf der Piste. Am ganzen Anflug war nichts auszusetzen, sah sehr profimässig aus. Wirklich.

Der Lotse hat noch irgendetwas wegen Parkplatz gesagt. Hat mich nicht so interessiert, denn ich hatte andere Sorgen. Zum Parkplatz rollen, Mixer zurück, den Zündschlüssel drehen. Der Motor steht wieder. Türe auf, aussteigen und mal ganz tief durchatmen. Um die Ecke

kommt der Pilot! Sie wissen schon, der Emmmentaler, der etwas vergessen hatte. Shit.

Er wollte wissen, wohin wir eigentlich fliegen wollten. Ich glaube es nicht. Er hat von meinem Husarenritt offensichtlich gar nichts bemerkt. Ich hatte aber vom Fliegen einstweilen genug und log ihn an, dass es mir nicht gut sei. «Ich will nach Hause», erklärte ich mit ernster Miene, «ein anderes Mal, vielleicht». – «Dann geh doch nach Hause, du Warmduscher», war seine Reaktion. Jaja, du Beckenrandschwimmer, dachte ich. Wenn er wirklich alles wüsste.

Jetzt tut's mir fast Leid, liebe Leserin, lieber Leser, denn die ganze Geschichte ist ... frei erfunden. Ja, leider. Richtig ist nämlich, dass ich über tausend Mal selber geflogen bin, völlig legal und mit Stempel und Siegel. Aber so viel Action für einen Freitagvormittag wäre auch zu viel. Von Illegalität gar nicht zu reden. Ach ja, wissen Sie, was es mit dem «Read you five» auf sich hat? Das ist ganz einfach die korrekte Antwort des Towerlotsen auf einen Funkempfangstest. So easy ist es mit dem flying. Eben, wie Velo fahren.



Begegnungen mit der Bürokratie, Teil 2

Von Therese Stefan, Biel

„Ich oute mich und gebe offen zu, dass ich jahrelang jeden Monat vergessen habe, meine Telefonrechnung zu zahlen. Und ich habe ebenfalls jeden Monat vergessen, endlich einen Dauerauftrag für den Anschluss abzuschliessen. Bis mir die ewigen Mahnungen vor zwei Monaten langsam zu blöd wurden und ich mich endlich dazu durchringen konnte, auf der Post ein Dauerauftragsformular zu holen, dieses auszufüllen und abzuschicken. Ich sage Ihnen etwas: Ein gutes Gefühl, sein administratives Leben im Griff zu haben! „

haben, werden wir Ihren Anschluss für abgehende Verbindungen sperren ...»

Rufe ich also völlig ratlos den Kundendienst des Telefonie-Anbieters an (oder interessiert es Sie konkret, dass es die Swisscom war?) und bekomme nach knapp zwanzig Minuten schrecklicher Berieselungs-Musik endlich einen völlig überarbeiteten Mitarbeiter ans Telefon. Problem geschildert, mein Konto geöffnet und schon kommt die Meldung: «Es tut mir leid, auf Ihrem Konto wurde nie ein Dauerauftrag für eine Fixnet-Rechnung abgeschlossen. Ich verbinde Sie mit der Reklamations-Abteilung,

Aber ... wèit gefehlt. Das ausgefüllte Formular kommt eine Woche später wieder zurück, mit dem Vermerk: «Ihre Unterschrift stimmt nicht mit der bei uns hinterlegten Schriftprobe überein. Bitte füllen Sie eine neue Karte aus.» Klar, machen wir doch. Gedacht, getan. Als nach einer Woche kein Brief mehr kam, wiegte ich mich in Sicherheit und vergass die ganze Prozedur allmählich wieder. Bis einen Monat später plötzlich eine Mahnung ins Haus flatterte, in welcher zu lesen war: «Sollten Sie Ihre Rechnung bis in fünf Tagen nicht beglichen



einen Moment bitte!» Bevor ich auch nur «Plep!» sagen kann, leiert das Band wieder fünf Minuten Musik herunter. Dann eine andere Mitarbeiterin – ich schildere mein Dilemma zum zweiten Mal. Fröhlich kommt die Antwort: «Das ist nun überhaupt kein Problem! Geben Sie mir nur die Kontonummer an, auf dem Sie die Rechnungen jeweils belastet haben möchten. Ich werde den Rest sofort in die Wege leiten.» BITTE? Wohl-gemerkt, ich musste weder Namen noch Adresse noch sonst irgendwas angeben. Und da ich dieses Telefonat nicht von zu Hause aus geführt habe, hatte die Mitarbeiterin auch keine Möglichkeit, zu verifizieren, ob ich auch wirklich jene Zeitgenossin war, für die ich mich ausgab ... Gegenargument: Schliesslich ist auf jedem Postomat-Beleg die Kontonummer vorhanden, von meinen Bedenken wollte die Swisscom-Frau allerdings nichts wissen. Aber eigentlich gut zu wissen. Mal überlegen, welche Rechnungen ich in Zukunft lieber nicht mehr selber bezahlen möchte.

Szenenwechsel, Tatort Steuerbehörde. Nachdem ich die Rechnung für die erste Steuerrate erhalten hatte, klopfte ich mir selber aufs Hinterköpfchen und bestellte dieses Jahr in weiser und hart erkämpfter Voraussicht vor der Schlussabrechnung Einzahlungsscheine zum Abzahlen meiner Steuerschuld. Das geht auch ohne Probleme, zahlt doch heute fast jeder seine Steuern auf diese Weise ab. Zahle ich also letzten Monat die ersten paar hundert Franken ein – wiederum stolz, dass ich mein Leben und seine bürokratischen Tücken langsam in den Griff bekomme. Letzte Woche nun bekomme ich am Montag einen eingeschriebenen Brief von der Inkassostelle Region Thun. Darin ein Schreiben der Behörde, in ungefähr folgendem Wortlaut: «Der von Ihnen einbezahlte Betrag

genügt nicht zur Deckung Ihrer Steuerschuld. Da die Zahlungsfrist seit über dreissig Tagen abgelaufen ist, bitten wir Sie (sic!) höflichst um die Begleichung Ihrer gesamten Steuerschuld innert fünf Tagen. Sollte die Zahlung nicht innerhalb dieser Frist getätigt werden, werden wir unverzüglich die Betreibung einleiten.»

Einem Herzinfarkt nahe renne ich zum Telefon und wähle die Nummer der Inkassostelle. Der gelangweilte Beamte am anderen Ende hört sich meine Geschichte geduldig an und gibt mir folgenden Rat: «Am besten zahlen Sie die ganze Rechnung innerhalb der Frist. Dann haben Sie keinen Ärger und eventuelle Überzahlungen bekommen Sie selbstverständlich im Herbst des nächsten Jahres zurück.» Isch ja logisch.

Und überhaupt: Ich bin ja ein Krösus, eine Art Marc im-wahrsten-Sinne-des-Wortes Rich und weiss nicht wohin mit dem vielen Geld. Hirnverbrannter Bürolist! Mal ganz abgesehen von der Tatsache, dass ich weder einen Einzahlungsschein bekommen habe noch weiss, wie hoch meine Steuerschuld überhaupt ist: Ich habe ja noch gar keine Schlussabrechnung bekommen, weiss also das Total nicht. Ein Telefon mit der Hauptkasse in Bern bringt mein überanstrengtes Herz wieder in den grünen Bereich. Es ist alles nur ein menschlicher Fehler, es wurde für den Brief die falsche Vorlage ausgewählt – geht alles elektronisch heutzutage! Macht ja nichts. Ich habe jedenfalls wieder einmal gemerkt, dass ich mein Leben absolut nicht im Griff habe, was den bürokratischen Kleinkram angeht. Und ich bin froh um die Gewissheit, dass es Ihnen höchstwahrscheinlich ab und zu auch so geht!



O du Fröhliche ...

Von Dr. Yves Daum, Zollikofen

“ Unser Hoflieferant – das nicht ganz unbekanntes Unternehmen M – sorgte dieses Jahr dafür, dass wir eine geradezu Bornhauser'sche Realisatire erlebt haben. ”

Das kam so: Nach meinem vorweihnächtlichen Samstagseinkauf im Shoppypand bekam ich an der Kasse ein orangefarbenes M geschenkt, aufgemacht als Stereokerze. Nach dem Kauf von zwei Hg-Batterien für den «Franklin Euro Interpreter TG-218» bei Melectronics schlug das Schicksal ein zweites Mal zu: Stereokerze Nr. 2 war in meinem Besitz. Doch nicht genug des Glücks: Mein vergesslicher Engel (nicht derjenige von Klee, sondern meine Ehegesponsin) brachte als treue Mitarbeiterin der Migros-Klubschule eine dritte Stereokerze nach Hause. In vorfreudigen Gedanken an den kommenden trauten Kerzenschein dachten wir schon: WELCH' EIN (M-)GLANZ IN UNSERER HÜTTE! Zuerst plagten mich aber Schicksalsfragen: In welchem Schenkel des M verliefen wohl die Dochte? Oder wird aus der Stereokerze plötzlich eine Quadrokerze? Geil!

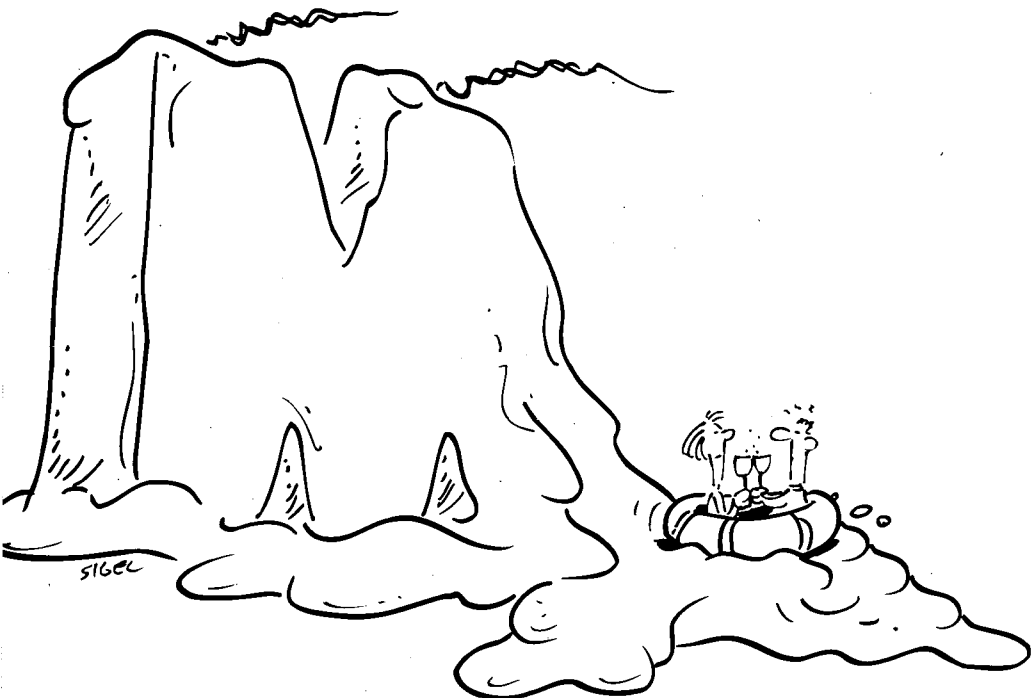
Zur Aufklärung dieser Frage entschlossen wir uns zum Abfackeln von Nummer 1. Aber Oherzjeh! Schon nach kurzer Brenndauer versoffen die zwei Döchtlein im orangenen See, das M war standhaft sichtbar (beabsichtigt?), die Döchtlein unauffindbar, die Tischplatte «vermooret». Gottseidank Granit. Der Keramikherdreinigungsschaber «Heavy Duty, Made in Sheffield» (gepostet in der Migros) sorgte für reinen Tisch und Nr. 1

flog in den «Clever Bag 35L» (ebenfalls aus der Migros).

Unerschrocken schritten wir zum Abfackeln von Nummer 2, nicht ohne vorher ein rechtes Stück Alufolie «Toppits Extra stark» (aus ... genau!) zwecks Schonung der Tischplatte zu unterlegen. Fröhlich züngelten schon bald zwei Flämmlein – leider nur kurz. Allerdings etwas länger als bei Nummer 1. Dafür war die Moorei umso grösser, allerdings dieses Mal auf der oben erwähnten Alufolie. Tragisch war bloss das Ersaufen beider Döchtlein noch vor der Beantwortung der brennenden Frage «in welchem Schenkel wohl ...» (siehe oben). Auch Nummer 2 war nicht mehr zu retten und landete im «Clever Bag 35L». Bleibt uns noch Nummer 3. Bisher unabgefackelt. Würden Sie mir wohl einen Tipp schicken, wie Nummer 3 zu handhaben ist, damit wir möglichst lange Freude daran haben?

Ich hoffe, die überaus grosszügige Weihnachtsgabe des Unternehmens M führe in der Vorweihnachtszeit 2006 nicht zu Plakataktionen der Firmen Denner oder gar Aldi: «Es gibt Sinnvolleres für Kundenherzen als unbrennbare Stereokerzen.»

PS1: Soeben lese ich im M-Magazin die Wünsche Prominenter (u.a. denjenigen der von mir als Opernfan hochverehrten Noemi N.) an die Migros. Darf ich als prominenter Nichtprominenter auch einen Wunsch äussern? Da ich, weil unzeitgemäss erzogen, den Tubeninhalte von Tomatenpüree, Mayo, Sandwichcrème, Meerrettich und anderen mehr mittels Aufdrehen des Tubenverschlusses durch



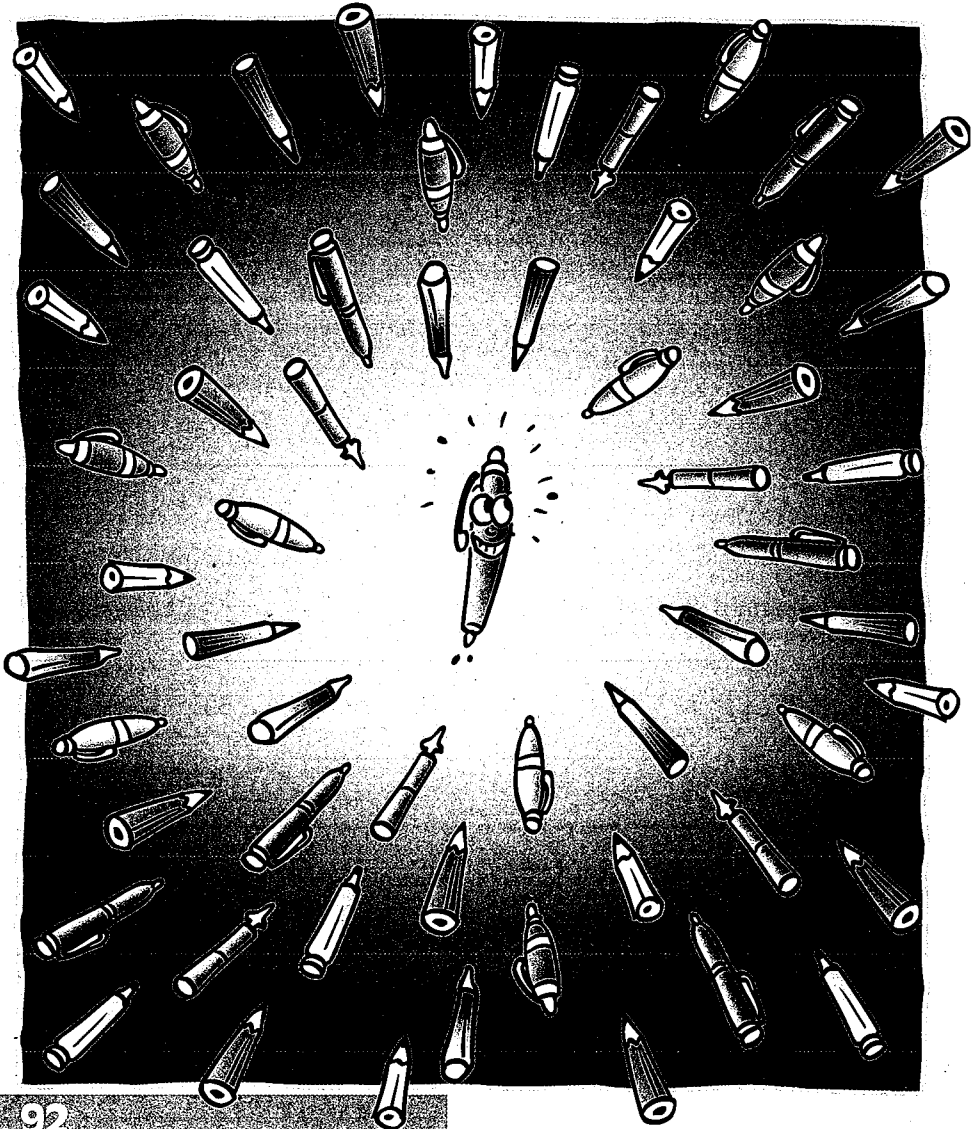
den Hauptaussgang der Tube der entsprechenden Endverwendung zuführe und die Tube daher von hinten her einrolle, verschwindet nach einem Rollgeschehen waseliwas? Richtig; Das Verfalldatum. Wäre selbiges oben auf der Tube aufgedruckt, wüsste ich immer, ob ich mir mit dem Verzehr des Tubeninhaltes noch ein Wöchlein oder zwei Zeit lassen kann, ohne eine Vergiftung zu riskieren! Clever, gell?

PS2: Der Stereokerzen-Frust ist mittlerweile mit einem Fläschli Wyss (nein, nicht bei der Migros gepostet) runtergespült!

PS3: Noch ein Tipp, auf dass bei Ihnen kein Frust ausbricht: Füllen Sie um Gotteswillen das Zündhölziregal im Shoppy auf. Der Ansturm der Massen wird gigantisch sein.

© 1998/1999/2000/2001/2002/2003/2004/2005/2006/2007/2008/2009/2010/2011/2012/2013/2014/2015/2016/2017/2018/2019/2020/2021/2022/2023/2024/2025

Und nun zu den Reaktionen



Urtenen, 7. 7. 2005

Liebenswürdiger Herr Bornhauser,

Jetzt haben Sie aber einmal ein dickes Kompliment meinerseits verdient.

Seit einigen Jahren warte ich ungeduldig und gespannt auf Ihre Ferienlektüre sprich: Schmunzel-Lektüre. Diesmal wieder prima getroffen vom VCS - Bremssystem bis hin zu zweibeinigen Plakat-Säulen etc... Machen Sie weiter so, wenn Sie auch manchmal gewissen Leuten auf die Zehen treten "AUA". So, jetzt habe ich meine Freude kundgetan mit der Bitte: Geben Sie nicht auf.

Mit freundlichen Grüßen eine begeisterte **MMM** Shopy-Kundin.

Lia *Atm*

Bornhauser, Thomas

Von: e.balmer@hispeed.ch
Gesendet: Freitag, 1. Juli 2005 10:41
An: Bornhauser, Thomas
Betreff: Koloquent

Sehr geehrter Herr Bornhauser

Herzlichen Dank für die Sommerüberraschung (Vorzugsexemplar mit Widmung).

Da muss ich Ihnen aber auch eine Geschichte erzählen.

Mein Mann hält ja gar nichts von solchen Schreibereien und ich als liebende Gattin glaube ihm natürlich alles, was er mir so sagt..... Nun, ich habe Koloquent neben mein Bett gelegt, die Weltwoche auf seine Seite, damit wir vor dem Einschlafen unsere Lieblingslektüren lesebereit vorfinden, dachte ich..... langes erzählen bleibe Ihnen erspart.....jedenfalls fand ich Koloquent nicht mehr, mein Mann lachte jedoch in die Weltwoche und siehe da, „dieses Geschreibsel“ fand er auf einmal doch wirklich gut..... und es muss ja noch die Exemplare aus den Vorjahren geben.....

Ich durfte für einmal die Weltwoche zuerst lesen.....das wollte ich nun eben nicht.....und da hätten Sie, sehr geehrter Herr Bornhauser, mit Ihrer Lektüre doch tatsächlich (ungewollt) beinahe einen Ehekrach hervorgezaubert. Wir haben uns dann doch auf die letzten friedlichen Jahre besonnen und wollen so weiterfahren.....ich las die Weltwoche.

Nun wünsche ich Ihnen einen angenehmen und erholsamen Sommer mit neuen Ideen für spannende und lustige Lebensgeschichten.

Ich hoffe, dass „uns“ (da ich als Instruktorin in der Klubschule Migros teilzeitlich, liegt mir alles was mit M zusammenhängt, sehr am Herzen) der VCS mit seinen kostspieligen, nervenaufreibenden und profilineurotischen Einsparungen endlich fern bleibt und einsichtig wird (die Hoffnung stirbt ja zuletzt). Als Konsumentin ärgere ich mich natürlich über die bevorstehenden Shoppy-gebühren und die viel zu wenigen PP in der Einstellhalle Köniz. Wobei ich als Konsumentin eben auch mehr als nur die Faust im Sack machen sollte.....

Freundliche Grüsse und nochmals lieben Dank (für eine zukünftige Auktion bei Christie's habe ich nun ja auch ein passendes Objekt!)



VALAIS
EXCELLENCE

Sehr gedantes Her B

Beilage zu Ihrer Information, Frage mich
ob saher Saund ebenfalls durch die

Migres finanziert wird, Habe mindestens schon
3 Zustellungen erhalten! Mit freundlichen Grüßen

URS ZENHÄUSERN

DIRECTEUR VALAIS TOURISME

RUE PRÉ-FLEURI 6, MAISON DU VALAIS, CH-1951 SION. TÉL. ++41 (0)27 327 3570, FAX ++41 (0)27 327 35 71

WWW.VALAISTOURISM.CH URS.ZENHAUSERN@VALAISTOURISM.CH

Bornhauser, Thomas

Von: Alfons Cina [mailto:reberhaus.ch]
Gesendet: Freitag, 19. Noyember 2004 15:51
An: Bornhauser, Thomas
Betreff: Lieber spät als nie...

Lieber Bo (unter Joggern dutzt man sich doch, oder?)

Wie Du siehst bin ich alles andere als schnell. (sowohl beim Joggen, wie auch bei Dankeschreiben) Das wäre dann die einzige Berichtigung zu Deinem Artikel. Deine Geschichten haben mich immer amüsiert, besonderes Vergnügen bereitet es natürlich selbst in Deiner Realsatire erwähnt zu werden. Einige Bekannte sticheleten natürlich schon das sei nun der anfängliche Zipfel der Salami, welche zur Prominenz gehört. Und dereinst werden sie wohl ein Phôtel von mir im Berner Bär entdecken müssen. Ich konnte sie alle beruhigen: Vom Joggen allein kommt man nicht in den Berner Bär.

Also, herzlichen Dank für die 13! Deine Lektüre hat den Ehrenplatz in der Toilette erhalten. Das ist kein Witz, sondern der einzige Ort, wo ich in Ruhe und voller Konzentration lesen kann. (2 Kinder, kennst Du ja...) Weiterhin viel Spass beim Joggen. Mit dem Bob Seger wirst Du ja zum Sieger.

Liebe Grüsse
Alfons Cina

Alfons Cina
Leifer Reberhaus

mailto:reberhaus.ch



Reberhaus Bolligen
Kirchstrasse 9
3065 Bolligen
www.reberhaus.ch
Fon: 031 921 66 33
Fax: 031 921 70 17



Lieber Herr Bornhauser,

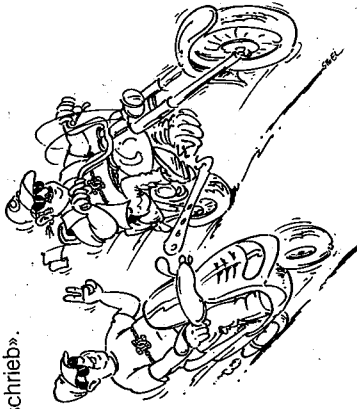
für das „Toloquent“-Büedeli danke ich
Ihnen ganz herzlich. In die Ferien kam
ich nicht, wiso mehr schätze ich Ihre
Lektüre, weil genügend Zeit „unweg“.
Ihre Familie, Frau Monika, Chaudia und
Pädu (Schulung) kenne ich nun schon
wie Verwandte. Danke vielmals!
Allenal machen mir die Karikaturen
von Beat Liget grosse Freude.
Also denn - erleben Sie viel und bis
nächstes Jahr wieder
und freundliche Grüsse

Heini. Bost.

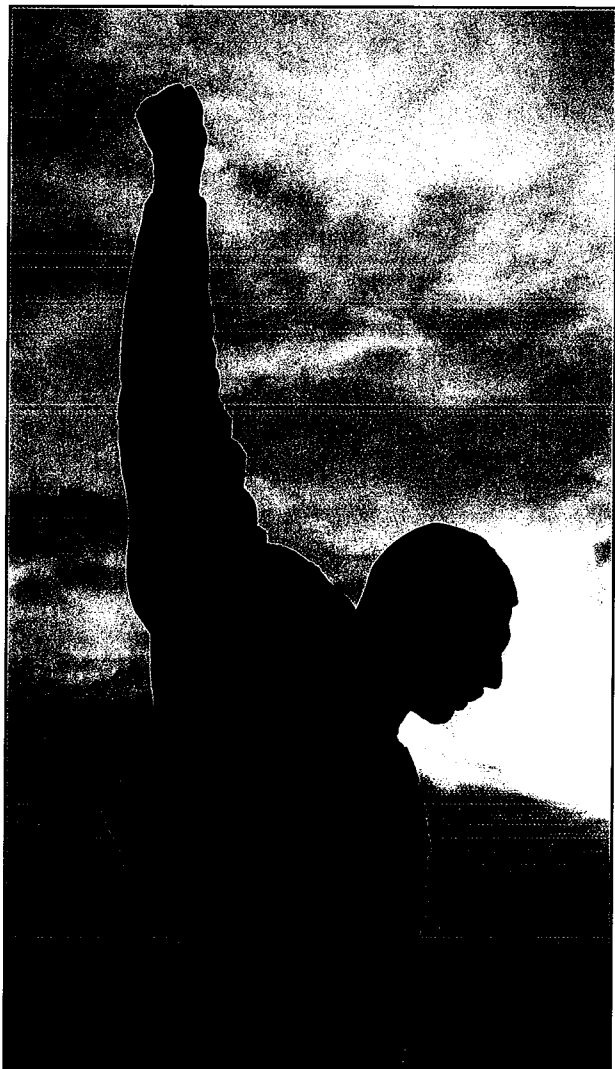
Die 14. Ferienlektüre der Migros Äare ist
ab sofort erhältlich.

Koloquent. Koloquent?

Die Migros Äare veröffentlicht auch
dieses Jahr eine Sommerferienlektüre für
ihre Kundinnen und Kunden. Zu lesen
sind 39 neue «Geschichten, die das Leben
schrieb».



Suhni, bald haben
wir Ferien! Was mir
noch fehlt für unsere
Hadley-Reise ist
Ihre 14. Ferienlektüre.
Ich freue mich, dass
ich sie bestellen darf
und bedanke mich
im Voraus herzlich.
Freundliche Grüsse,
Heidi Brühler



Freddie Mercury

Diese Aufnahme meines Lieblingsmusikers (siehe auch Seite 50) habe ich am 2. Januar 2006 in Montreux gemacht, wo diese Statue steht. Ich möchte Ihnen die Aufnahme nicht vorenthalten.

© 2006 by [illegible]

Inhaltsverzeichnis

Wie blamiere ich mich vor der ganzen Schweiz?	2
Willkommen in der Welt der Medien!	5
«Was wollen Sie mit dieser Lampe?»	6
8, 15, 36, 21, 6 und 22. Zusatzzahl 42	8
«Hoppla, was machen SIE denn bei Aldi ...?»	10
It was 40 years ago today*	12
Der Löli der Nation	17
«Entschuldigung, haben Sie diese Schuhe in 38?»	18
Wo würden Sie den Treiber suchen?	20
Wir erkunden Manavgat. Zu Fuss.	22
«Where do YOU come from?»	25
Joseph Kardinal Matzinger	26
Confirmation. Konfirmation. Konfirmiert. Bestätigt.	28
Stöck, Wys, Stich.	30
Final call for passengers Bolla	32
Wenn einer eine Reise tut	34
In dubio pro gastro.	36
«Et où se trouve l'apothèque la plus proche?»	38
«L'histoire d'O»	40
Weltmeister am Steuer.	42
Schoggikugeln legen die Schweiz lahm	44
Begegnung mit Jimmy Hofer, Phibe Cornu, Pia Schmid	46
«I g wott itz kei Stress!»	48
E.T. auf der Suche nach einem Walkman	50
Ich fordere die Helmtragepflicht für Zugvögel	52
Ein Ehrenkodex verbietet Werbeagenturen die Kommunikation	54
Seat gegen Mercedes	56
Man wird gebeten, nicht auf den Klavierspieler zu schiessen*	58
Von Anwälten und Millionärinnen	60
David Beckham als britisch-spanischer Baschter	62
Als joggendes Fossil unterwegs	64
4 Schweizer in Berlin (Linus Reichlin)	66
Black Monday (Livia Anne Richard)	68
«Pass guet uf, du muesch da düre schutte!» (Patrick Bornhauser)	70
Roter Pflotsch auf gelbem Sacktuch (Peter Steiner)	73
Fürio! (Hans Häusler)	76
Reisen mit der Firma C. ... (Roger Reinhard)	78
Read you five ... (Lasse M. Salonen)	83
Begegnungen mit der Bürokratie, Teil 1 (Therese Stefan)	86
Begegnungen mit der Bürokratie, Teil 2 (Therese Stefan)	88
O du Fröhliche (Dr. Yves Daum)	90
Reaktionen	92-98
Freddie Mercury	99

In dieser Serie von Ferienlektüren sind bereits erschienen:

- «Churz vor em Ablösche», 1992
- «Churz nach em Ablösche», 1993
- «Sygseso», 1994
- «Mynetwäge», 1995
- «Henusode», 1996
- «So ischs Läbe, äbe» 1997* (zusammen mit Ursula Reinhard, Bern)
- «Süs ch no Frage?», 1998
- «Päch für d'Schwyz», 1999*
- «Soisches», 2000*
- «10», 2001*
- «TohuwaBOhu», 2002*
- «C'est la vie!», 2003*
- «13!», 2004*
- «Koloquent.», 2005*

*Jeweils mit Gastautorinnen und -autoren.

Alle diese Ausgaben sind vergriffen. Letzte, mittlerweile traditionelle Anmerkung des Autors, geng wie geng: Vermeintliche Schreib-, Tipp- und Borthographiefehler sind beabsichtigt.

